Katholische Jugend-Bibliothek.

Zehntes Bändchen.

Erholungsstunden.

Vier Erzählungen
für die
reifere Jugend und das Volk
von

Margot Loudka.

1. Die weiße und die schwarze Sklavin. — 2. Die kleine Wilde. — 3. Der Himmelstraum. — 4. Das Franzosenkind.

Mit zwei Vollbildern in Farbenlichtdruck, sowie drei Illustrationen in Tonlichtdruck.

Kempten.
Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.
1896.

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Katholische Kinderbibliothek.

begründet von P. **Hermann Koneberg**, fortgeführt von **Konrad Kümmel**. Preis pro Bändchen steif kart. und beschn. 25 Pf., gebd. in Halblwd. 35 Pf., in Ganzlwd. mit Goldtitel 55 Pf. Partiepreise (auch für gemischten Bezug geltend) 10 Ex. M. 2,25, 25 Ex. M. 5,—, 50 Ex. M. 8,—, 100 Ex. M. 15,—.

Inhalt der bisher erschienenen Bändchen:

1. Der kleine Hirte. 3. Aufl. 2. Lourdes. 5. Auflage. 3. Vitus, der Liebling Gottes. 3. Aufl. 4. Germana, die stille Dulderin. 3. Aufl. 5. Hilarion, der berühmte Einsiedler. 2. Aufl. 6. Benedikt Labre, der glückliche Bettler. 2. Aufl. 7. St. Antonius von Padua, der große Wunderthäter. 3 Aufl. 8. Das dreifache Siebengestirn am Himmel der Heiligen. 2. Aufl. 9. Die hl. Elisabeth von Thüringen, die Beschützerin der Armen. 2. Aufl. 10. Der heil. Franziskus von Assisi, der Patriarch der Armen. 2. Aufl. 11. Loretto und Rom. 2. Aufl. 12. und 13. Blicke in die Natur von P. Kaspar Kuhn. 1. und 2. Heft. 2. Auflage. 14. Paris und die Karthause. 15. St. Cajetan, ein Held im Gottvertrauen. 16. Maria-Einsiedeln. 17. Der heilige Bischof Nikolaus, der liebe Kinderfreund. 2. Auflage. 18. und 19. Das Buch der schönsten Räthselaufgaben. 1. und 2. Heft. 20. Leo XIII. 3. Auflage. Neu bearbeitet von Jos. Pötsch. 21. Der heilige Bonifazius, der Apostel Deutschlands. 22. Lioba, eine deutsche Heilige. 23. und 24. Spaziergänge im Freien von P. Kaspar Kuhn. 1. und 2. Heft. 25. Der heilige Kilian, der Apostel des Frankenlandes. 2. Aufl. 26. Der heilige Otto, Bischof von Bamberg, Apostel der Pommern. 27. Aus dem Leben eines Hirtenkindes. 28. Starke Seelen. 29. Die heil. Hedwig, Herzogin von Schlesien. 30. Der heilige Aloisius, der Patron der Jugend. 2. Aufl. 31. Christoph Columbus und die Entdeckung Amerika's. 32. Johanna d'Arc, genannt die Jungfrau von Orleans. 33. und 34. Bleibe fromm und gut! Herausgegeben von Jos. Pötsch. Ausgabe A. für Knaben. Ausgabe B. Für Mädchen. 35. und 36. Abendunterhaltungen für die Jugend von P. Kaspar Kuhn, Benediktiner in Ottobeuren. 1. und 2. Heft. 37. Wie ein Gänsebub zum reichen Manne wurde von A. v. Elz 38. Fabelbüchlein von Jos. Pötsch. 39. und 40. Des Kindes Märchenschatz von Jos. Pötsch. 1. und 2. Heft. 41 Weihnachtsbüchlein. Herausgegeben von Joh. Hart.

Band-Ausgabe der Kathol. Kinderbibliothek.

Mehrfachen Wünschen folgend veranstalteten wir von unserer „Kinderbibliothek" auch eine Band-Ausgabe, indem wir je 4—6 der inhaltlich zusammengehörigen Bändchen in einen Band vereinigen und hiefür eine bedeutende Preisermäßigung eintreten lassen. Preis pro Band eleg. gebunden mit Farbendruckumschlag und Goldtitel **M. 1.—** Bisher sind erschienen:

1. Band: **Himmelwärts.** (Einzelbdch. Nr. 1, 3, 17, 30, 33) 2. Band: **Vorbilder für Mädchen.** (Einzelbdch. Nr. 4, 9, 22, 29, 34.) 3. Band: **Heilige Männer.** (Einzelbdch. Nr. 5, 6, 7, 10. 15). 4. Band: **Reisebilder.** (Einzelbdch, Nr. 2, 11, 14, 16.) 5. Band: **Märchen, Fabeln und Räthsel.** (Einzelbdch. Nr. 18, 19, 38, 39, 40.) 6. Band: **Lebensbilder.** (Einzelbdch. Nr. 20, 27, 28. 31, 32.) 7. Band: **Naturbilder.** (Einzelbdch. Nr. 12, 13, 23, 24, 35, 36.)

Katholische Jugend-Bibliothek,

herausgegeben

von

Konrad Kümmel.

Zehntes Bändchen.

Erholungsstunden.

Von

Margot Loudka.

Kempten.

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.



Loudka, Sklavin. Farbenlichtdruck von J. Kösel, Kempten.

Die Portiere rauschte zurück, und von den weichen Sammtfalten umrahmt stand dort „Goldhaar", die neue Sklavin.

Erholungsstunden.

Vier Erzählungen

für die

reifere Jugend und das Volk

von

Margot Loudka.

1. Die weiße und die schwarze Sklavin. — 2. Die kleine Wilde. — 3. Der Himmelstraum. — 4. Das Franzosenkind.

Mit 2 Vollbildern in Farbenlichtdruck, sowie 3 Illustrationen in Tonlichtdruck.

Kempten.
Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten.
1896.

Vorrede.

Indem wir diese Büchlein in die Welt senden, möchten wir euch, liebe Leser und Leserinnen, noch ein Wörtlein sagen.

Ihr leset wohl alle recht gerne hübsche Erzählungen und Legenden, artige Märchen und Sagen, und wir haben eine hübsche Anzahl davon für euch bestimmt. Sie sollen euch dienen zur Belehrung und Unterhaltung; wir haben nur solche gewählt, die ihr leicht verstehen könnt, und die euch nützlich sind. Wir werden euch erzählen aus der Heimat, von manch armem Kinde, das schutzlos durch die Welt irrte, aber mit Gottes Hilfe durch seinen frommen Glauben und sein redliches Streben es noch zu hohem Ansehen und Ehren brachte; wir wollen euch erzählen von den lieben Heiligen, welch' mühsamen Lebensweg sie zu machen, mit welchen Hindernissen sie zu kämpfen hatten, um ihr heiliges Ziel zu erreichen; von den heiligen Gnadenorten, wo Gott große Wunder wirkte, damit wir seine Güte und Allmacht erkennen mögen; wir wollen euch berichten von den ersten Christen und ihren heimlichen Gottesdiensten tief unter der Erde; wir wollen euch zurückführen auf die ersten Stätten altchristlicher Zeit, wo unsere Heimat noch von Heiden bewohnt war und

mächtige Urwälder die jetzigen Fluren und Gelände bedeckte; wir wollen euch erzählen von den andern Weltteilen, von den heißen Tropenländern und den nordischen Eisgegenden, von den wilden Stämmen des Urwaldes, von den traurigen Schicksalen armer Sklaven, von den kleinen Heidenkindern, wo ihr alljährlich euer Scherflein beisteuert in den Kindheitsverein, von den katholischen Missionen und den frommen Schwestern, die ohne Zagen in die fernsten Länder gehen, um die armen Heiden und die grausamen Wilden zu bekehren; wir wollen euch führen durch die Heimat und weit darüber hinaus, über Meere und Länder, und ihr werdet vieles lesen und lernen, was ihr bis jetzt noch nicht gewußt habt. Ihr werdet staunen, wie viel Böses oft ein einziger schlimmer Mensch anrichten kann, und wie viel Gutes ein Kind allein schon zu vollbringen vermag. Und ihr werdet sehen, daß der liebe Gott in allem seine mächtige Hand walten läßt, wenn wir auch manchmal in unserer Unwissenheit seine Ratschlüsse nicht sogleich begreifen.

Mögt ihr denn aus allem die Lehre ziehen und anwenden, die wir für euch beabsichtigen und wünschen, dann ist unser Zweck erreicht!

Die Verfasserin.

Die weiße und die schwarze Sklavin.

1. Die Auswanderer.

Freundlich beschien die Sonne die große Hafenstadt Antwerpen, es war ein heller Frühlingstag. Zaghaft schritt ein Trupp Auswanderer dem Lärmen und Treiben am Einschiffungsplatz zu. Niemand achtete auf sie, man war hier an den wehmütigen Anblick dieser Leute gewöhnt. Es wanderten ja so viele aus, täglich, und wer achtet in dem hastigen Treiben einer Großstadt auf den Einzelnen? Jeder hat mit sich selber zu thun, jeder jagt für sich nach dem Glück.

Unsere Erzählung spielt in den sechziger Jahren. Damals wanderten weit mehr Menschen nach dem südlichen Teile von Nordamerika aus als heute, denn damals war dieser Teil noch nicht so bevölkert. Die Einwanderer genossen große Vorteile. Die Regierung wünschte thätige, fleißige Colonisten herbei, die den Wald urbar machen und das Land behauen sollten. Sie bekamen das Land geschenkt und einen Teil der Ueberfahrt bezahlt. Es handelte sich daher für sie nur darum, den übrigen Teil der Reisekosten und ein kleines Kapital aufzubringen, um drüben die nötigsten Geräte einzukaufen. Und selbst von diesen wurde ihnen manches von der Regierung zugewiesen. Diese günstigen Aussichten benützten natürlich viele, die in der alten Heimat kein Fortkommen mehr fanden,

und suchten sich jenseits des Meeres eine neue Heimat zu gründen. Zu solchen gehörte auch der Trupp, von dem ich erzählen will. Es waren Leute aus aller Herrn Länder, Deutsche, Franzosen, Holländer, Schweizer, Polen und Italiener. Sie hatten sich beim Auswanderungs-Agenten zusammen gefunden und wurden nun von ihm auf das betreffende Schiff gebracht. Die Mehrzahl von ihnen war guter Dinge; die Sonne schien ja so hell, sie schien den Reisenden frohe Hoffnung in's Herz. Nur die Letzten, eine Schweizerfamilie, schienen den allgemeinen Frohsinn nicht zu teilen. Das Haupt der Familie, ein Mann in mittleren Jahren ging gesenkt, in tiefes Sinnen verloren, hinten drein. Es war eine kräftige, knochige Gestalt mit sonnverbranntem Gesicht, wie man sie stets in den Schweizerbergen anzutreffen pflegt. Er hatte sein jüngstes Kind, ein Mädchen von zwei Jahren auf dem Arm; in der Rechten trug er einen dicken Bündel. Es mochten wohl die nötigsten Kleidungsstücke drin sein. Vier größere Kinder trugen ähnliche Bündel. Das fünfte, ein Bübchen von etwa vier Jahren trabte an der Hand der Mutter daher. Die beiden Aeltesten, ein Bursche von sechszehn und ein Mädchen von fünfzehn Jahren, hielten sich eng zusammen und flüsterten leise mit einander, während zwei jüngere Knaben ihnen Hand in Hand folgten. Die Kleidung der Leute war einfach, aber überaus sauber, wie überhaupt die Familie den Eindruck machte, als habe sie einst bessere Tage gesehen. Und so war es in der That.

Jakob Nackert war der zweite Sohn eines wohlhabenden Schweizerbauern gewesen. Krankheit, mißratene Ernte, dazu eine Bürgschaft für den älteren Bruder, der ein Verschwender war, hatten sein Vermögen aufgezehrt. Nach hartem, bitterem Kampf hatte er da den Entschluß gefaßt, mit seiner Familie auszuwandern. Er ging nicht gern, doch

ihm blieb keine andere Wahl; ihm war, als solle drohendes Unheil ihn auf dieser Reise treffen. Hatte es sich am Ende bereits an seine Ferse geheftet?

Als er sich mit den Seinen bei dem Agenten anmeldete, da stellte es sich heraus, daß noch ein Teil zu der Summe fehlte, um das Ueberfahrtsgeld zu entrichten. Jakob Nackert erschrack gewaltig. Zwar trug er noch ein kleines Sümmchen wohlverwahrt in einem Beutelchen um den Hals gehängt; aber das hatte er mit Mühe und Not zusammen gebracht, sich selber abgedarbt, und er hatte sich fest vorgenommen, dies Geld unter keinen Umständen anzugreifen. Es war ja seine letzte, einzige Zuflucht für drüben; es sollte seine Familie vor der ersten Not schützen, falls er nicht alles so fand, wie man es ihm geschildert hatte. Dann auch sollte es dienen, um die nötigen Geräte einzukaufen, um den Seinen im Urwald ein Obdach zu verschaffen. Kalter Schweiß war dem Mann auf die Stirn getreten, als der Agent mit kalten Worten die Summe berechnete, die das Ueberfahrtsgeld für die acht Personen ausmachte.

„Aber das Kleinste ist erst zwei Jahre alt," wandte er schüchtern ein.

„Es zahlt auch nur ein Drittel, es ist dies angerechnet," war die Antwort.

„Und der Bub von vier Jahren?"

„Bezahlt nur den halben Platz."

„Und wenn ich nun auf das Essen für die zwei Kleinsten verzichtete? Ich würde sie gern von meiner Kost mitfüttern," frug der kräftige Gebirgssohn, und seine Hände zitterten.

Der Agent schüttelte lächelnd den Kopf. „Das geht nicht, lieber Mann! Ein Platz ist ein Platz; er muß bezahlt werden, und wenn Ihr gar nichts eßt. Ihr bezahlt so kaum die Hälfte der Ueberfahrt. Habt Ihr denn gar kein Geld sonst mehr?"

Lauernd blinzelte der gewandte Geschäftsmann den Landmann von der Seite an.

„Es ist alles, was ich für die Reise zusammen bringen konnte, es ist mein ganzes Vermögen," sagte dieser tonlos und suchte in den Taschen, als müsse er noch irgendwo versteckt die unbedeutende Summe finden. Aber er zog nur ein bunt karrirtes Taschentuch hervor und eine trockene Brodkruste, an denen sein Jüngstes heute Morgen die Zähnchen versucht hatte.

„Das thut mir leid, aber dann ist nichts zu machen," sagte der Agent achselzuckend.

Wie ein Alp senkte es sich auf die Brust des armen Mannes. Ein schwerer Kampf wühlte in seinem Innern. Sollte er das Geld, das letzte, ausgeben, um arm, bettelarm, jeder Zuflucht bar in dem fremden Lande anzukommen? Sollte er heimkehren, heim? Er hatte ja auch daheim kein Obdach mehr. Das Geld würde gerade ausreichen zur Rückkehr in die alte Heimat, aber was dann? Sollte er dort arbeiten? Er hatte es ja versucht; es war ihm nicht gelungen, die acht hungrigen Esser zu befriedigen. Sollte er den Bettelstab ergreifen, seine Kinder betteln schicken? Nein, nein, tausendmal nein; dann lieber drüben in der Fremde, wo ihn niemand kannte.

Schon griff er nach dem Beutelchen. Wie ruhig der Agent abwartete, bis der Mann da vor ihm zu einem verzweifelten Entschluß kommen mußte!

„Ich wüßte einen Ausweg," sagte er so gelassen, daß der Bauer sich selber darüber wunderte in seiner Verzweiflung.

„O wenn Ihr mir helfen könntet! Herr, ich würde Euch mein Leben lang dankbar sein!" rief er aufatmend.

„Ihr habt eine Tochter; wie ist sie eingetragen in die Liste? Wie heißt sie doch?"

„Christine heißt sie, wir nennen sie Christel; was ist denn mit ihr?“

„Sie ist ein starkes, kräftiges Mädchen, fünfzehn Jahre alt, habt Ihr eingeschrieben; sie könnte noch für älter gelten. Und schaffen kann sie doch auch, nicht wahr?“

„Schaffen, o gewiß, Herr, für zwei! Meine Frau ist gar tüchtig und hat sie gründlich angelernt. Sollte sie vielleicht auf dem Schiff arbeiten dürfen? Sie würde sicher ihren Tagelohn verdienen. O wenn Ihr das machen könntet, Herr!“

„Nein, das gerade nicht, lieber Mann, doch so ähnlich! Ich habe einen Freund drüben in Amerika, dessen Frau mich vor einiger Zeit bat, ihr doch ein tüchtiges Dienstmädchen zu schicken. Die Reise wolle sie gern bezahlen; sie solle nur brav sein, gut arbeiten können und Liebe zu Kindern haben. Sie hat selber deren drei. Wie wär's, wenn ich die Christel dafür dingen würde? Sie hat mir gleich gut gefallen; mit Kindern weiß sie auch umzugehen durch ihre jüngern Geschwister, und auf diese Weise kommt sie umsonst hinüber, und Euch bleibt sogar noch einiges Geld übrig.“

Der Bauer war bei diesem Vorschlag immer unruhiger geworden; er drehte seine Mütze in den Händen und rückte auf seinem Stuhl hin und her.

„Ich weiß nicht, — die Christel hergeben, — mich von ihr trennen, — ich wag's kaum. Und was wird erst meine Frau dazu sagen? Die thut's nimmer.“

„Ihr sagt ihr vorerst gar nichts davon, das ist das Einfachste,“ beschwichtigte der Agent.

„Ach, Herr, wißt Ihr denn sonst keinen Ausweg? Ich kann mir gar nicht denken, daß ich das Mädchen soll allein lassen bei wildfremden Menschen in einer Stadt, die ich nur vom Hörensagen kenne. Ich weiß ja noch gar nicht, wo ich meine Hütte aufschlagen werde. Vielleicht im Urwald, wohin

es kaum Weg noch Steg giebt; wie soll da Christel etwas von uns erfahren und wir von ihr?"

„Ihr stellt Euch das alles viel schlimmer vor, als es in Wirklichkeit ist. In den Kolonien wohnen doch Menschen genug, und die haben auch Verbindung unter einander und mit den Städten. Christel ist übrigens bei der Dame auch sehr gut aufgehoben, und außerdem, gefällt Euch der Dienst dort nicht für sie, dann nehmt Ihr sie ruhig mit. An den Vertrag haltet Ihr Euch einfach gar nicht, zwingen kann Euch niemand dazu. Auch ist die Dame sehr reich, an dem bischen Geld verarmt sie nicht. Wenn Christel nur mal erst drüben ist, das andere macht sich dann alles schon."

„Nein, das geht nicht," sagte der biedere Landmann entschieden, „das wäre ja Betrug. Wenn Christel sich verdingt und davon im Voraus einen Vorteil zieht, dann muß sie auch das Geld abverdienen. Aber es wäre mir doch lieber, wenn es der Joseph wäre. Das ist ein aufgeweckter, tüchtiger Bursche, und der fände sich nachher viel eher wieder zu uns, wenn seine Zeit vorüber wäre. Könntet Ihr denn den nicht verdingen?"

„Nein," sagte der Agent in kurzem, rauhem Ton. „Ich habe kein Verdingbüreau und wenn Ihr das mit der Christel nicht wollt, dann soll's mir auch recht sein. Ich hab's Euch nur gesagt, weil ich's gut mit Euch gemeint habe. Einen andern Rat weiß ich nicht, und Ihr müßt nun suchen, das Geld auf eine andere Weise herbei zu schaffen oder hier zu bleiben."

„Nehmt's nicht für ungut, Herr!" bat der Mann erschrocken; „aber seht, ich bin nur ein einfacher Bauersmann, der noch nicht viel in der Welt herumgekommen ist! Von Kindsbeinen an hat mich der Vater gelehrt, stets Treu und Redlichkeit zu üben, und ich denke mir, unser Herrgott würde meinen Einzug in das fremde Land nicht segnen, wenn ich gleich mit einer Unredlichkeit anfinge. Ich will mit der

Christel selber reden und mit meiner Frau, und wenn sie damit einverstanden sind, dann soll es mir auch recht sein."

Jakob Nackert ging. Er rief zuerst Christel und Joseph herbei und erzählte ihnen alles haarklein, was der Agent gesagt hatte. Er sprach ihnen von seiner Geldnot und auch von der Summe, die er noch heimlich bei sich trug, und er stellte es seiner Tochter anheim, zu wählen, ob er das letzte Geld ausgeben, oder ob sie die Stelle bei der vornehmen Dame annehmen wolle. Es war ein harter Entschluß für das Mädchen; aber sie zauderte nicht lange, die Liebe zu den Eltern und Geschwistern siegte. „Ich werde die Stelle annehmen," sagte sie wohlgemut und redete dem Vater und Bruder die Bedenken aus, die sich immer wieder bei ihnen einstellten. Dabei bat sie gar inständig den Vater, nur ja der Mutter noch nichts mitzuteilen; diese mache sich dann gewiß unnötige Sorgen darüber, und sie habe doch ohnehin schon soviel Kummer gehabt die ganze Zeit. Schweren Herzens willigte der Vater in alles ein, aber er war durchaus nicht zufrieden mit sich.

Er ging mit Christel zum Agenten, und beide unterzeichneten den Vertrag mit ihrer Namensunterschrift. Es war ein Schriftstück in englischer Sprache geschrieben, wovon beide kein Sterbenswörtchen verstanden. Doch der Beamte hatte es ihnen übersetzt und dabei bemerkt, die Dame sei eine Engländerin und verstehe nur ganz wenig deutsch. Dann zahlte er dem Manne noch eine Summe zurück, und Christel erhielt einen harten Thaler als Handgeld. Zitternd hatte Jakob Nackert das Geld eingesteckt, er konnte dem „Herrn" nicht einmal danken dafür. Ihm wurde ganz weh um's Herz; das Geld brannte in seinen Fingern, als sei es Sündengeld, Judaslohn. Hätte er nur einen einzigen Ausweg gewußt, er hätte das Geld zurückgeschoben; aber es war die letzte, die einzige Hilfe gewesen, die sich ihm geboten. Es war keine

Kleinigkeit; auf der einen Seite winkte Not, bittere Not all den Seinen, auf der andern die Angst um die ungewisse Zukunft seines Kindes. Wohl sagte er sich, daß seine Sorge vielleicht überflüssig sei, daß Christel gut aufgehoben, ganz glücklich werden könne. Und dann sollte die Trennung ja nicht für lange sein. Der Agent mußte es ja wissen; er mußte ein rechtschaffener Mann sein, seine Stellung war ja ein Vertrauensposten. Und dennoch beschlich den redlichen Landmann ein geheimes Mißtrauen; hatte der Agent ihm doch selber eine Unredlichkeit zugemutet! Seine ehrliche Natur hatte sich sofort dagegen aufgelehnt; oder nahm man es in den Städten nicht so genau wie auf den einsamen stillen Dörfchen seiner Heimat?

Der arme Mann folterte sich selber mit solchen Gedanken, und er hatte keine ruhige Stunde mehr. Schon seit langer Zeit war die Sorge ein steter Gast bei ihm gewesen, jetzt aber saß sie in seiner Brust so fest wie nie zuvor. Und diese Gedanken waren es auch, die ihn beschäftigten, als er ganz zuletzt hinter seinen Gefährten dem Hafen zuschritt.

Joseph aber flüsterte der Schwester eben zu: „Hab nur keine Angst, Christel! Wenn's dir nicht gefällt bei der Dame, dann gehst du einfach mit den Eltern. Ich bleibe dann in der Stadt und verdinge mich. Von meinem Lohn bezahle ich dein Reisegeld zurück, und wenn das abgemacht ist, komme ich euch nach. Ich bin stark und kann alles schaffen, ich werde schon bald eine Stelle gefunden haben."

Christel hörte ihm gerne zu, sie baute fest auf den Bruder und verlor den Mut nicht.

Die Auswanderer kamen auf dem Schiff an und wurden dort untergebracht. Der Agent lieferte seine Liste an den Kapitän, der die Leute überzählte. Dann rief er Jakob Nackert herbei und zeigte ihm den Vertrag für Christel. „Hier hat mir der Auswanderungs-Agent ein Schriftstück ge-

geben, das Ihr und Euere Tochter unterzeichnet habt; hat's damit seine Richtigkeit?" „Ja," würgte der Bauer hervor; ihm war, als müsse dies Wörtchen ihm in der Kehle stecken bleiben. „Dann ist's gut, Ihr könnt gehen," sagte er und wandte sich einem Herrn zu, der nach ihm rief. Neben dem Kapitän hatte einer seiner Matrosen gestanden und einige Worte des kurzen Gespräches zwischen ihm und dem Agenten gehört. Bei Nennung des Namens Nackert war er zuerst erschrocken aufgefahren; dann hatte er aufgehorcht und erstaunt dem Schweizer nachgeblickt, wie er gesenkten Hauptes das Zwischendeck aufsuchte.

„Nackert, Nackert!" murmelte er dann vor sich hin; „mein Gott sollte dies der Mann sein, an dessen Armut ich so große Schuld trage? Ich muß dies wissen um jeden Preis. Und ich will zehn gegen eins wetten, daß der Capitän und Agent da wieder einen Schurkenstreich vorhaben." Doch er wurde im nächsten Augenblick abgerufen, und ihm blieb keine Zeit mehr, über diesen Schurkenstreich nachzusinnen.

Der Agent hatte die Leute in der letzten Stunde an Bord gebracht; die ganze Schiffsmannschaft hatte vollauf zu thun, Vorbereitungen zu treffen, um die Anker zu lichten. Jakob Nackert versuchte noch einmal den Kapitän zu sprechen; er hatte sich ein Herz gefaßt und wollte ihn fragen, ob er bei dem Vertrage für seine Tochter nichts zu fürchten habe. Aber er bekam ihn erst wieder zu Gesicht, als er auf der Commandobrücke stand und „Anker hoch!" kommandirte. Auf seine Bitte aber hatte ein Matrose ihn so barsch angefahren, daß er sich nicht getraute, ein zweites mal zu fragen. Dann war auch alles so beschäftigt, die Schiffsmannschaft mit ihrer Arbeit und die Passagiere mit sich selber, daß keiner den armen Mann beachtete, der mit banger Angst und Qual im Herzen an der Brüstung des Schiffes lehnte, nach dem Land stierend, das sich langsam von dem Schiffe trennte.

Nun war es zu spät. Jetzt konnte ihm alles Fragen nichts mehr nützen und auch der beste Rat nicht. Jakob Nackert litt unsäglich, und ihm fehlte die gewohnte Arbeit, um sich zu zerstreuen. Er verschloß alles in sich und zeigte der Familie ein freundliches Gesicht. Tag für Tag aber machte er sich die bittersten Vorwürfe, daß er nicht lieber den letzten Pfennig daran gewandt und Christel frei gelassen hatte. Besser wäre es doch gewesen, gemeinsam zu darben, als sein Kind fremden, unbekannten Menschen zu überlassen.

Eines Tages saß er allein für sich auf dem Deck. Sie mochten wohl die Hälfte der Reise zurück gelegt haben; die meisten Passagiere lagen seekrank in ihrer Schlafstätte, die Schiffsleute schlenderten umher, denn es war günstiges Wetter. Die Segel blähten im Wind, und die Mannschaft hatte wenig zu thun. Da gesellte sich jener Matrose zu ihm, der bei ihrer Einschiffung neben dem Kapitän gestanden hatte. Er hieß Finkland und stammte gleichfalls aus den Schweizerbergen. Seit früher Jugend aber trieb er sich in der Fremde umher und erinnerte sich nur noch flüchtig seiner schönen Heimat, wo kein Vater und keine Mutter mehr auf ihn warteten. Er hatte mit seinem Landsmann Jakob Nackert Freundschaft geschlossen, und willig erzählte dieser ihm oft von den schönen Schweizerbergen.

„Wo gedenkt Ihr Euch denn niederzulassen in Amerika?" frug er heute, als er sah, daß niemand in seiner Nähe war.

„Das weiß ich noch nicht; der Agent hat mir eine Karte gegeben, die solle ich nur an ihre Adresse abliefern, dann würde das Uebrige alles schon besorgt und mir ein Stück Land zugewiesen werden."

„War das der Vertrag, den Ihr bei dem Agenten unterzeichnet habt?"

„O nein!“ sagte der Schweizer schwer aufatmend; „das ist ein Vertrag, in dem sich meine Tochter an eine vornehme Dame in Amerika verdingt hat.“

„So, schon in Europa habt Ihr das Mädchen verdingt? Wie kam denn das, erzählt doch!“

Und nun erzählte er vertrauensvoll dem Matrosen den ganzen Hergang. Er klagte ihm sein Leid und sprach auch von seinen Befürchtungen.

Finkland kaute an seinem Pfeifenstummel und blickte hartnäckig zu Boden. Sein Landsmann sollte nicht sehen, welchen Eindruck die Erzählung auf ihn machte, da er seine Vermutung bestätigt fand. Der arglose, ehrliche Schweizerbauer war auf die schändlichste Weise betrogen worden. Erst auf die Frage, was er davon halte, blickte der Matrose auf. „Ich hätte es keinenfalls gethan,“ sagte er leise; „aber da es nun einmal geschehen ist, könnt Ihr es nicht mehr ändern. Jedenfalls rechnet auf meine Freundschaft! Wenn ich Euch behilflich sein kann, dann thue ich es von Herzen gern. Ich werde auch im nächsten Hafen aussteigen; doch sprecht zu niemand davon, das darf der Kapitän nicht wissen! Er hat es überhaupt nicht gern, daß wir uns zuviel mit den Passagieren abgeben.“

Damit stand Finkland auf, nickte dem Landsmann zu und ging fort. Seine Worte aber hatten den Bauer noch unruhiger gemacht, er schlief keine Nacht mehr.

Die Mutter nebst Christel und den jüngern Geschwistern wurden von der Seekrankheit arg mitgenommen und lagen fast immer auf ihren Matten. Der Aufenthalt in dem Zwischendeck, wo alle Auswanderer gemeinsam untergebracht waren und noch viele Waarenballen aufgestappel lagen, wurde unter diesen Umständen zur Qual. Die Luft war schlecht, und überall jammerten die Kranken und schrieen die Kinder. Die Seekrankheit, wenn auch ungefährlich, ist eine unange-

nehme Plage für alle, die davon befallen werden, weil ein unaufhörliches Uebelsein allen Appetit benimmt. Außerdem war damals eine Seereise noch weit schwieriger und langsamer, als heutzutage bei den bequem eingerichteten Dampfschiffen.

Es war daher kein Wunder, daß froher Jubel ausbrach, als es hieß: „Der Bestimmungsort in Sicht, morgen früh wird ausgeschifft!“

Nur Jakob Nackert konnte sich nicht freuen; es ergriff ihn eine solche innere Unruhe, daß es ihm fast unmöglich war, eine Minute lang auf einem Fleck zu stehen. Frau Nackert war zu sehr mit sich und den Kindern beschäftigt, um dies zu bemerken; sie dankte nur Gott, daß die Reise so glücklich verlaufen war und sie nun bald wieder festes Land unter den Füßen haben sollte. Sie ahnte ja nicht, welcher Kummer sie auf diesem Land erwartete. Christel warf manch scheuen Blick auf den Vater, der ihr so seltsam vorkam, und auch Joseph fühlte sich bedrückt. Und noch zwei Augenpaare beobachteten verstohlen den Mann, der ein Opfer des gewissenlosesten Betruges geworden war. Das eine gehörte dem Kapitän, der von seiner Commandobrücke aus gar scharf auf das Deck lugte, und das andere gehörte Finkland, in dessen sonst gutmütigem Gesicht sich ein heimlicher Grimm spiegelte.

Spät in der Nacht warf das Schiff die Anker. Rasselnd flogen die schweren Ketten in die Tiefe, daß das Schiff erzitterte. Nur wenige schliefen. Der alte Nackert stand mit seinem Sohne Joseph auf dem Deck und blickte zu dem Leuchthurm und den flimmernden Hafenlichtern hinüber. Sie waren nicht allein; viele ihrer Genossen standen wie sie und beschauten die neue Heimat, die wie ein dunkler, schwarzer Streifen sich am sternbesäeten Himmel abhob.

„Seid auf Eurer Hut vor den Schurken! Rechnet auf meine Freundschaft! Ich werde auf Christel achten.“

Leise, aber deutlich vernehmbar hatte jemand dem alten Nackert diese Worte in's Ohr geflüstert. Er wandte sich hastig um. Eben verschwand leichtfüßig eine dunkle Gestalt hinter einem Haufen Segeltuch.

Der Bauer wußte nicht, wie ihm geschah. Wer war das gewesen? Was sollten die räthselhaften Worte? — Neben ihm stand Joseph und blickte noch immer hinüber, er hatte also nichts gehört.

„Seid auf der Hut vor den Schurken?“ Sollte das eine Warnung sein? Wo waren denn die Schurken? Wer hatte die Worte gesprochen?

Dem Bauer schwindelte. Alles begann sich vor seinen Augen zu drehen und zu tanzen, seine Gedanken verwirrten sich.

„Komm, Joseph,“ sagte er zu seinem Sohne, „laß uns zur Mutter und den Kindern gehen! Ich fürchte mich hier.“

Joseph sah erschrocken zum Vater auf und packte ihn am Arm. Er fühlte, wie er zitterte. Als sie in den erleuchteten Raum eintraten, sah er, wie das Gesicht des Vaters aschfahl war.

„Ist Euch schlecht, Vater?“ frug er besorgt.

„Nein, nein,“ wehrte dieser. „Aber frage nicht, Junge! Sei still, daß es die Mutter nicht merkt!“

Und Jakob Nackert eilte auf die Seinen zu; ihm war, als müsse er sich vor ihnen aufpflanzen, um sie mit dem eignen Körper zu schützen vor drohender Gefahr. Die Mutter traf bereits Vorbereitungen zur Ausschiffung und packte die alten Bündel wieder zusammen, während sie lebhaft plauderte. Der Vater wollte sie unterbrechen, um ihr mitzuteilen, was sie nun doch bald wissen mußte; aber er brachte kein Wort hervor. Die Kinder schliefen indessen sorglos auf ihrem Lager. Als die Frau keine Antwort auf ihr Plaudern er-

hielt, schwieg sie zuletzt auch still. Sie hatte ihre Arbeit beendet, schob die Bündel sorgsam zur Seite und kauerte sich neben Christel, um noch ein wenig auszuruhen. Neben ihnen saß der Vater auf einem niederen Schemel; er stützte den Kopf in beide Hände und betete leise. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn. So erwartete er den Morgen.

Er kam. Noch war es graue Dämmerung, als schon ein buntes Treiben auf dem Deck die Schläfer weckte.

Jakob Nackert stand unter den Ersten reisefertig auf dem Decke, während die Matrosen noch immerwährend die großen schweren Koffer der Auswanderer aus dem Gepäckraum herauf schafften. Er sah viel mutiger aus, seit er in den letzten Nachtstunden den festen Entschluß gefaßt hatte, Christel unter keinen Umständen in den fremden Dienst gehen zu lassen. Noch hatte er ja soviel Geld, um der Dame die vorgestreckten Reisekosten zurück zu erstatten. Er dachte nicht daran, sie zu betrügen; dafür war er zu ehrlich; aber er hatte ein bestimmtes Gefühl, das ihn warnte, das ihm sagte, mit dem fremden Dienst habe es nicht seine Richtigkeit. Mochte nun kommen, was wolle, er und Joseph hatten ja starke Arme; sie wollten schon arbeiten, um die Familie nicht darben zu lassen, im Falle die Regierung ihnen die versprochene Hilfe nicht angedeihen ließ.

Suchend blickte er sich auf dem Schiff nach seinem Landsmann um, von ihm glaubte er die nächtliche Warnung erhalten zu haben. Er wollte ihm danken und dann Abschied nehmen. Doch er sah ihn nirgends. Der Boden brannte ihm unter den Füßen; unter den Ersten wollte er sein, die das Schiff verließen. Der Agent hatte ihm die Adresse der Familie gegeben, bei ihr persönlich wollte er den Vertrag lösen.

Da ertönten neben ihm die Commandorufe des Capitäns, seine große, stattliche Gestalt drängte sich bis dicht an ihn heran.

„Ihr müßt Euch gedulden, Mann!“ sagte er, „ich habe noch mit Euch zu reden; bleibt, bis die Passagiere ausgestiegen sind! Dann können wir es ruhiger abmachen, ich habe jetzt keine Zeit.“

„Meint Ihr die Sache mit dem Vertrag, Herr Kapitän?“ frug der Schweizer.

„Jawohl.“

„Dann ist die Besprechung nicht nötig, ich will den Vertrag auflösen und das Geld zurückerstatten. Ich will sogleich die Dame aufsuchen.“

Der Kapitän stutzte; ein eigentümlicher Zug flog über sein Gesicht, und die blaurote Farbe desselben wurde noch dunkler.

„Schon gut, wenn Ihr das wollt,“ sagte er indeß ganz freundlich; „aber Ihr müßt Euch dennoch bequemen, zu warten. Ich habe den Vertrag übernommen, ich muß ihn auch abliefern, es ist Vertrauenssache. Soll er gelöst werden, dann ist das Eure Sache. Jetzt kann ich aber noch nicht abkommen, wartet noch ein Weilchen!“

Wohl oder übel mußte der Bauer sich gedulden, und während seine Reisegefährten auf großen Nachen das Schiff verließen, stand er abseits mit seiner Familie und erzählte seiner Frau, was es für eine Bewandtnis mit der Unterredung des Kapitäns habe. Frau Nackert war nicht wenig erschrocken und natürlich sofort einverstanden, daß der Vertrag gelöst werde. Freilich dachte sie auch mit Angst und Sorge daran, was es nun werden sollte so ganz ohne Geld in dem fremden Land. Der Vater hatte ihr bis jetzt alle diese Sorgen fern gehalten, nun mußte sie es wissen.

Mehr als eine Stunde verging, bis endlich der Kapitän wieder zu ihnen trat. In seiner Begleitung befand sich ein Fremder, der vom Hafen an's Schiff gekommen war.

„Dieser Herr gehört in das Geschäftshaus, mit dem Ihr zu thun habt; er kam zufällig an Bord und spart mir somit einen Gang. Hier ist der Vertrag des Agenten," sagte er dann zu dem Fremden; „ich entledige mich hiemit des Auftrages."

„Hat es damit seine Richtigkeit?" frug nun dieser, dem Schweizer das Papier hinhaltend.

„Wieso? Was meint Ihr damit?" frug jetzt der Bauer.

„Ich meine: ist das Eure Unterschrift und die Eurer Tochter? Habt Ihr das darin genannte Geld von dem Agenten erhalten?"

„Er hat meiner Tochter die Ueberfahrt bezahlt und ihr auch einen Thaler als Handgeld gegeben."

„Und die Unterschrift ist auch richtig?"

„Jawohl, das ist meine Unterschrift, und das hier hat Christel geschrieben. Aber ich wollte eben zu der Dame gehen, um den Vertrag zu lösen; es ist mir leid geworden, ich will ihr das Reisegeld zurückerstatten."

„Das ist nicht meine Sache, das könnt Ihr mit meinem Prinzipal abmachen; kommt, ich werde Euch zu ihm führen!"

Der Amerikaner sprach ein schlechtes, gebrochenes Deutsch, aber dennoch deutlich genug, um sich mit Nackert zu verständigen.

Im Hause des Sklavenhändlers.

Die Familie verließ nun mit dem Herrn das Schiff und wurde auf einem Kahn an's Land gefahren. Es war ein Stoßen und Drängen im Hafen; Menschen aus allen Nationen, dunkle und hellfarbige, besonders viele Negerfrauen drängten sich dort zusammen, und gerade die letzteren waren es, die am meisten schrien und lärmten.

Jakob Rackert war froh, als er sich mit den Seinen glücklich hindurchgedrängt hatte. Er und Joseph trugen zwischen sich einen schweren Koffer, der alle ihre Habseligkeiten enthielt.

„Ich will Euch zuerst eine Herberge zeigen, wo Ihr mit Eurer Familie billig logiren könnt," sagte der Amerikaner; „von dort aus findet Ihr leicht das Bureau für die Auswanderer. Ihr könnt Eure Familie in der Wirtschaft unterbringen; es genügt, wenn Ihr und Eure Tochter mit mir geht."

Der Schweizer war damit einverstanden. Sie hatten nicht weit zu gehen, um die Schenke zu erreichen; es war ein schmutziges, ungemütliches Lokal und nicht sehr einladend.

Aber Jakob Nackert hatte nicht viel Geld, um zu wählen; er mußte froh sein, ein Obdach zu finden für sich und die Seinen. Außerdem fand er auch einige seiner Reisegefährten daselbst, und so trat er denn ein. Er ließ seine Frau und die jüngern Kinder dort zurück und machte sich mit Christel und Joseph auf den Weg zu der Kaufmannsfamilie. Er hätte Joseph lieber zurückgelassen zum Schutze der Seinen, doch ließ dieser es sich nicht nehmen, mitzugehen; eine innere Stimme trieb ihn an, den Vater und die Schwester zu begleiten. Sie gingen durch viele Straßen, kreuz und quer, bis sie endlich in einer entlegenen Gasse, vor einem düsteren, engen Hause Halt machten. Die untern Fenster waren mit massiven Eisenstäben versehen und mit dichten Gardinen verhangen. Jakob Nackert zögerte unwillkürlich, einzutreten.

„Wohnt denn hier die Dame?“ frug er erstaunt.

„Nein, das sind nur unsere Geschäftsräume,“ war die Antwort. „Ihr könnt die Sache mit meinem Herrn abmachen.“

Die Thüre ging auf, und sie traten in einen weiten Hausflur, aus dem unzählige Thüren nach allen Seiten hin mündeten.

„Kommt!“ sagte der Fremde und durcheilte den ganzen Raum bis zu der letzten Thüre, die er öffnete.

So düster, unfreundlich und sonnenlos das Haus auf der Vorderseite war, so hell und freundlich war es hier. Zwischen grünen Jalousien flutete helles Sonnenlicht in ein hohes, vornehm ausgestattetes Gemach.

„Setzt Euch einen Augenblick! Ich werde meinen Herrn rufen,“ sagte der Fremde, die drei einlassend. Dann schloß er die Thüre und verschwand hinter einer Portiere. Weder Jakob Nackert noch seine Kinder getrauten sich, sich zu setzen. Der Alte hielt seine Wollmütze in der Hand und drehte sie verlegen in der schwieligen Faust. So blieben sie alle drei an der Thüre stehen.

„Es muß doch eine vornehme Herrschaft sein,“ flüsterte Joseph nach einer Weile.

„Ich dachte es auch schon,“ erwiderte der Alte, „und Christel hätte es am Ende besser hier gehabt als für's Erste bei uns im Urwald.“

Christel sagte nichts, sie fühlte sich bedrückt in dem ungewohnten Luxus. Und dann that es ihr wieder leid um die Eltern, von denen sie so gerne die dringende Geldnot abgewandt hätte. Sie war sich selber nicht klar, was sie eigentlich beginnen sollte.

In diesem Augenblick traten ihnen gegenüber hinter der Portiere drei Herren hervor. Der eine war ihr Führer, der zweite ein großer, hagerer, vornehm gekleideter Herr mit langem grauem Bart und goldener Brille; der dritte war ein kleiner dicker Herr, der sich pustend in einen Sessel sinken ließ und mit einem Bambusfächer zu fächeln begann. Dabei starrte er Christel so unverwandt an, daß diese sich scheu hinter dem Vater versteckte.

„Komm einmal her, Mädchen!“ sagte der alte Herr freundlich und doch befehlend zu ihr, ohne sich weiter um Joseph und ihren Vater zu kümmern. Christel wagte sich nicht von der Stelle. „Verzeihung, Herr!“ sagte der alte Nackert, „aber das Mädchen ist gar schüchtern. Sie ist nie von Hause fortgekommen, und in unserm einsamen Dörfchen hat sie wenig Fremde gesehen.“

„Nun, das muß sie sich schon abgewöhnen; von jetzt ab heißt es für sie gehorchen und alles thun, was ihr Gebieter wünscht, mag es ihr gefallen oder nicht.“

„Mit Verlaub, Herr! Ich will die Christel nicht verdingen, eben deshalb bin ich hergekommen,“ sagte der Bauer rasch. „Ich habe das Geld hier, das Ihr für ihre Reise vorgestreckt habt, und will es Euch zurückgeben.“

„Das verstehe ich aber nicht, Mann!“ rief der Herr erstaunt. „Ihr habt Euer Mädchen doch nicht verdingt, sondern verkauft. Hier ist der Vertrag regelrecht, Ihr beide habt ihn unterschrieben und dies auch bezeugt in Gegenwart des Schiffskapitäns und dieses Herrn hier.“

Der Schweizerbauer riß die Augen auf, soweit er konnte; was verstand er von den schrecklichen Gesetzen des Sklaventums? In seiner freien Heimat gab's nur freie Bürger; man verkaufte dort das Vieh, aber vom Menschenhandel wußte man nichts.

„Ihr wollt mich wohl zum Besten halten, Herr?“ sagte er mit erzwungenem Lächeln, um den vornehmen Herrn nicht zu beleidigen. „Ihr wißt so gut wie ich, daß ein Vater niemals sein Kind verkaufen würde, selbst wenn es erlaubt wäre.“

„Da irrt Ihr Euch aber doch, guter Mann! Es ist nicht das erste mal, daß ich solchen Handel abschließe. Ihr scheint übrigens die Gesetze hier nicht zu kennen. Sie schützen diesen Handel; ich habe Euer Kind gekauft, und niemand kann es mir nehmen. Hier steht es schwarz auf weiß. Ihr selber quittiertet die Summe, die Ihr darauf erhalten, und Eure Tochter ebenfalls. Leugnet Ihr es vielleicht?“

„Aber mein Gott,“ rief der Mann im höchsten Grade erschrocken, „das ist doch Euer Ernst nicht! Treibt nicht den Spott mit einem armen Familienvater und laßt mich meiner Wege ziehen! Hier ist Euer Geld zurück, es ist mein letztes; aber ich gebe es Euch gern, es ist Euer.“ Er trat an den Tisch, das Geld hinzulegen, während Christel sich ängstlich an Joseph festklammerte.

„Behaltet Euer Geld!“ wehrte der Herr ihm entgegen tretend; „Ihr könnt es hier sehr gut gebrauchen. Gebt Euch weiter keine Mühe! Das Mädchen ist mein; ich habe es gekauft und will es behalten. Kennt Ihr denn nicht die ameri-

kanischen Gesetze des Sklaventums? Eure Tochter habt Ihr verkauft, sie ist meine Sklavin.“

Ein gellender Schrei ertönte von der Thüre her, der Bauer blickte schnell um. Dort standen zwei baumlange Neger, die Christel von Joseph fortrissen. Mit einem einzigen Satz sprang der Vater zu seinem bedrohten Kind. Die beiden Schwarzen waren Riesen; aber sie kannten noch nicht die kräftigen Fäuste eines nordischen Bergsohnes, dessen Nerven und Muskeln gestählt sind im ewigen Kampfe mit den wilden Elementen. Mit Riesenkraft packte er den einen Neger, riß ihn von seinem Kind und schleuderte ihn so derb zu Boden, daß der glänzende Parketboden unter der Wucht des Falles krachte. Als sich nun mit Blitzesschnelle der zweite Neger auf ihn stürzte und sich wie eine Katze an seinen Leib krallte, da hieb Joseph mit so kräftigen Fäusten auf den wolligen Kopf los, daß auch dieser ächzend losließ. Dazwischen aber ertönten wieder die markerschütternden Hilferufe Christels: „Vater, Joseph, helft, helft!“ Und als dieser den schwarzen Gegner abschüttelte, sah er noch einen dritten Neger, der eben eilends mit seiner Beute zur Thür hinaus floh. Die Beute aber war Christel, die der schwarze Geselle fest umschlungen hielt und auf seinen Riesenarmen davon trug. Verzweiflungsvoll stürzte der Vater mit Joseph auf die Thüre zu, aber ein Riegel hatte sich von außen vorgeschoben; sie rüttelten und rießen vergebens daran. Sie drückten mit den kräftigen Schultern dagegen, daß das Holz krachend nachgab.

„Nun hört aber auf!“ rief jetzt zornig der Hausherr. „Euer Gebahren ist nutzlos, und wenn Ihr es zu toll treibt, laß ich Euch von meinen Negern hinauswerfen.“

Da drehte sich der Schweizer um; sein Gesicht war erdfahl; aber in den blauen Augen sprühte und blitzte es.

„Ich will mein Kind wieder haben, geben Sie mir mein Kind zurück!“ schrie er mit dröhnender Stimme, und als der

Herr höhnisch auflachte, da stürzte er sich wie ein wildgemachtes Tier auf ihn los. Mit ungewöhnlicher Kraft hob er den schmächtigen Körper empor und preßte ihn in seinen Armen wie in einem eisernen Schraubstock zusammen. Der Mann rang nach Atem, da tönte ein gellender Pfiff durch den Raum. Die Thüre sprang wieder auf, wie schwarze Teufel stürzten fünf, sechs Neger herein auf ihren gefährdeten Herrn zu. Da hob der Schweizer denselben federleicht empor, und mit solcher Kraft wie vorhin den Neger schleuderte er ihn von sich, den schwarzen Dienern entgegen. Unfehlbar würde derselbe einen gefährlichen Sturz gethan haben, hätte nicht einer der Neger ihn aufgefangen und mit ihm zur Erde kollernd den Fall gemildert. In der gleichen Sekunde aber fühlte Jakob Nackert sich von einem Dutzend Hände gepackt; er erlag der Uebermacht, und ehe er wußte, wie ihm geschah, lag er mit seinem Sohne gefesselt und geknebelt an der Erde. Er schäumte, er tobte, er schrie aus Leibeskräften; er riß an den Fesseln, daß sie ihm in's Fleisch schnitten und seine Hände aufliefen; aber die Stricke waren fest, sie gaben nicht nach. Abgehetzt, ermattet mußte er aufhören, er fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Die drei Herren hatten sich entfernt, nur ein Neger kauerte als Wache bei den Gefangenen und grinste stillschweigend vor sich hin.

Stunden vergingen; Joseph wurde fast unsinnig vor Angst um den Vater, er erhielt keine Antwort auf alle seine Fragen. Er rief zu Gott und allen Heiligen um Hilfe. Stöhnend lag ja der arme Mann da, er konnte nicht einmal weinen vor Schmerz.

Endlich trat der Hausherr wieder ein zu den Gefangenen, es mußte bereits Nachmittag sein. Er blieb vor dem alten Nackert stehen und blickte ihn höhnisch an.

„Ich werde Euch jetzt frei lassen,“ sagte er; „denn nun habe ich nicht mehr zu befürchten, daß Ihr Euch nochmals

an meinem Eigentum vergreift. Eure Tochter oder vielmehr meine Sklavin ist jetzt schon weit von hier, auf der Reise nach ihrem Bestimmungsort. Es ist unnötig, daß Ihr darnach forscht; Ihr werdet sie nie wieder sehen. Ihr aber thut am besten, wenn Ihr Euer Geld nehmt und Euch mit Eurer Familie auf und davon macht. Irgend eine Beschwerde oder polizeiliche Nachfrage ist nutzlos, ich bin ganz in meinem Recht. Ihr habt Euer Kind verkauft und über die Summe dafür quittiert. Wenn Ihr es ohne Euer Wissen thatet, dann schreibt es Eurem Leichtsinn und Eurer Dummheit zu! Welcher Mensch unterschreibt denn heutzutage ein Schriftstück, ohne es zu verstehen? Diese Ausrede glaubt Euch doch niemand, ich auch nicht. Ihr wolltet eben schlau sein und Euch auf diese Weise das Sümmchen erschwindeln, ich kenne diese Schliche. Als Ihr auf dem Schiff angehalten wurdet und Ihr Euch selber betrogen sahet, da stelltet Ihr Euch dumm und wolltet das Reisegeld zurück erstatten. Jawohl, hätte Euch der Kapitän ziehen lassen, da hättet Ihr nicht mehr daran gedacht. Und dann noch hier diese Schlägerei ausführen! Ich werde acht Tage lang blaue Flecken an meinem Arm tragen, wo Ihr mich mit Euren brutalen Fäusten gepackt habt. Seht, ich könnte Euch ja ganz gut zur Strafe für Eure Frechheit mitsamt Eurem Sohn dabehalten und als Sklaven in's Inland schicken! Wer würde darnach fragen und nach Euch forschen? Kein Mensch hier, und es wäre nicht das erste mal, daß man bissige Köter wie Euch an die Kette legte. Ihr habt noch nicht geschmeckt, was es heißt, die Sklavenpeitsche auf dem Rücken fühlen und die Arbeiten verrichten in den Diamantfeldern oder in den Plantagen. Aber ich bin ein ehrlicher Mann; ich will nicht mit den Gesetzen in Widerspruch kommen, ich will nur mein Eigentum, weiter nichts. Und das Mädchen ist mein nach den Gesetzen des Landes. Aber hütet Euch, mir noch einmal die Zähne zu

zeigen wie vorhin! Es würde Euch schlecht bekommen, und zum zweiten mal fändet Ihr nicht diese Nachsicht bei mir. Meine Neger werden Euch jetzt frei machen und hinaus lassen, und dann lauft zum Richter und zum Consul und laßt Euch von ihnen sagen, daß Ihr Euer Recht verkauft habt, und daß ich sehr nachsichtig war, Euch nicht in's Gefängniß werfen zu lassen, weil Ihr Euch an meiner Person und meinem Eigentum vergriffen habt! Lauft nur hin, und Ihr werdet sehen, was ein armseliger Bettler vermag gegen den reichsten Kaufmann der Stadt!"

Ruhig wandte sich dann der Mann um und verließ den Raum. Der alte Nackert würgte an einem Wort, daß er diesem herz- und gewissenlosen Menschen nachrufen wollte; aber er vermochte es nicht. Die Zunge klebte ihm am Gaumen, und seine Kehle war ihm wie zugeschnürt.

Vier Neger schleppten die Beiden zum Zimmer hinaus, eine Treppe hinab und legten sie vor einem breiten Thoreingang nieder. Dort durchschnitten sie ihre Fesseln, reichten Joseph das Geld, das der Vater vor dem Kaufmann auf den Tisch gelegt hatte, und schoben die Beiden hinaus. Das Thor ging geräuschlos zu, Joseph und sein Vater standen im Freien. Es war aber nicht die Straße, die sie gekommen waren; es war eine schmale, öde Gasse, so recht geeignet für das lichtscheue Handwerk, daß da drinnen in dem düstern Haus getrieben wurde.

Ihnen gegenüber zog sich eine hohe, lange Mauer den ganzen Weg entlang. Der Bauer sah sich um, er blickte Joseph an, er sah das hohe, vergitterte Gebäude; Fieberfrost schüttelte den starken Mann, und plötzlich schlug er die Hände vor's Gesicht und schluchzte so laut und wild, daß es Joseph angst und bange war. Er umklammerte ungestüm den Vater und versuchte alle Trostesworte, die ihm einfielen, trotzdem es ihm selber so trostlos zu Mute war und der Gedanke an die arme Schwester ihm das Herz fast brach. Aber es dauerte

lange, bis der Vater wieder einigermaßen zu sich kam. Er raufte sich die Haare, er schlug sich vor die Brust und geberdete sich wie wahnsinnig. Joseph fürchtete thatsächlich um den Verstand des Vaters, und es war gut, daß die Gasse so leer und öde war, sonst hätte man ihn vielleicht noch abgeführt als einen gefährlichen Irrsinnigen. Aber kein Mensch war zu sehen weit und breit, kein Laut störte die tote Ein-Einsamkeit; alles Leben schien diesen Platz zu meiden, wo das Verderben in prunkendem Luxus wohnte.

„Aber Vater, so rafft Euch doch auf! Wenn wir noch etwas für Christel thun können, so dürfen wir nicht säumen; jede Minute ist ja verlorene Zeit. Denkt doch an die arme Mutter! Welche Angst mag sie ausstehen, und die Kinder! Ach, Vater, habt Ihr denn gar keine Einsicht mehr?" jammerte Joseph. „So kommt doch und vertraut auf unsern Herrgott! Meint Ihr denn, er ließe so ohne Weiteres diese Missethat geschehen? Kommt, wir wollen zur Polizei! So schlecht, wie dieser Mann es sagt, können die Gesetze des Landes nicht sein."

Da endlich ermannte sich der unglückliche Vater, gewaltsam raffte er sich auf. Joseph ordnete ihm das Haar und die Kleidung, dann nahm er ihn am Arm und führte ihn fort aus der Nähe dieses unseligen Ortes.

Goldhaar, die neue Sklavin.

Glühend heiß brannte die Sonne auf das blinkende Dach des Farmhauses von Ellenhome. Es war in der Mittagsstunde, nichts regte sich im Hause; die Herrin ruhte, und da durfte kein Laut die tiefe Stille stören.

In den heißen Zonen sind Mittagsstunden stets Ruhestunden für Menschen und Tiere; denn die Hitze ist dann so groß, daß alles Lebende in den Schatten und in die Kühle flüchtet. Die Blumen schließen ihre Kelche, und die Halme und Gräser lassen ihre Köpfchen sinken.

Das Herrenhaus von Ellenhome lag im tiefen Schatten, umgeben von einem herrlichen Parke. Zwei mächtige Kastanienbäume schirmten die Vorderseite vor den glühenden Sonnenstrahlen und überdeckten die Terrasse zu ebener Erde und den Balkon des ersten Stockes mit einem Laubdach. Die Fenster standen weit offen; aber durchsichtige, grünfarbige Gewebe hingen herab, um den Fliegen und Moskitos zu wehren, und lullten die Gemächer in ein schläferiges Halbdunkel ein. Weiter zurück versteckten Bäume und Gebüsch die großen

Stallungen und Oekonomiegebäude, die Wohnungen der Sklaven und die geräumigen Schuppen. Hinter diesen erstreckten sich bis in unabsehbare Weite die Plantagen des reichen Besitzers von Ellenhome. In diesen Plantagen arbeiteten hunderte von Sklaven; nicht die heißen Sonnenstrahlen, noch die Schwärme der Moskitos waren für sie eine Ursache zur Arbeitseinstellung. Ihre dunklen Leiber waren mit groben grauen Hemden bekleidet, und auf dem Kopf hatten sie große Binsenhüte. Wer sie gegen die Sklaven der andern Plantagen verglich, konnte wohl glauben, ihr Besitzer sei menschenfreundlicher als die andern Farmer, zumal auch ihr Essen besser zubereitet wurde und ihre Schlafzeit genügend war. — Mister Tempson hatte in der That ein fühlendes Herz; doch alles, was sich je an Wärme und Liebe darin vereinigt hatte, gehörte seiner Tochter Elly. Sie war sein einziges Kind, die alleinige Erbin seines Reichthums. Und diesen zu vermehren, Schätze auf Schätze zu häufen war sein einziges Bestreben. Daß seine Sklaven besser gehalten wurden als andere, das hatte seinen Grund nur darin, daß sie dann länger arbeitsfähig blieben, daß der Sonnenstich nicht gar soviel dieser teuren Waare unbrauchbar machte. Es starben ihrer ohnehin genug alljährlich oder wurden untauglich zu der schweren Arbeit und mußten mit Verlust wieder verkauft werden. Warum sich also mutwillig solchen Schaden zufügen? Es wäre dies ja zu Ungunsten der einzigen Erbin gewesen. Um diese drehte sich alles in der Farm, jeder ihrer Wünsche war ein Befehl.

Jetzt in der Mittagsstunde hatte sie sich in ihre Gemächer zurückgezogen. Sie bewohnte mit ihren Sklavinnen den ganzen obern Stock des Gebäudes, das eher einem Schloß als einem Farmhaus glich. Denn alles, was an Luxus und Pracht aufzutreiben war, hatte Mister Tempson herbeischaffen lassen, um seine Räume damit zu schmücken. Elly's Mutter

stammte aus einem deutschen Haus, deshalb hatte der Vater die Tochter auch in der deutschen Sprache unterrichten lassen. Sie war in Glanz und Reichtum erzogen, die Pracht um sie her dünkte ihr ganz selbstverständlich. Sie liebte Schmuck und Kostbarkeiten; sie kleidete sich und die Sklavinnen, die ihren persönlichen Dienst besorgten in Sammt und Seide. Sie duldete in ihrer Nähe nur, was ihrem Auge schmeichelte; alles Schöne, wenn es im Bereich der Möglichkeit war, mußte sie besitzen, gleichviel, welcher Preis dafür gefordert wurde. Sie war klug, talentvoll, schön und liebenswürdig, und hätte sie eine andere, christliche Erziehung genossen, sie wäre gewiß ein überaus liebenswertes Mädchen geworden, das bei seinem großen Reichtum unendlich viel Gutes hätte thun können. Ihre Mutter aber war gestorben, als sie kaum ein Jahr alt war, und seit dieser Zeit war sie des Vaters Abgott, für den er allein nur Sinn und Liebe hatte. Fremde Erzieher, denen das reiche Gehalt und die kostbaren Geschenke näher standen als das Kind, das sie erzogen, Sklaven, die bei dem leisesten Wink des Kindes zitterten, umgaben sie. Und wagte einer ihr nicht zu gehorchen, dann traf ihn die Peitsche, zuerst von des Vaters Hand und später von der ihren. Man hatte das Mädchen groß gezogen in dem Glauben, die Neger seien keine Menschen wie sie; ihnen gehöre die Züchtigung wie den unfolgsamen Tieren. Und so wuchs Elly heran, und in ihrem Charakter bildete sich neben andern guten Eigenschaften ein grausamer Zug aus. Sie kannte kein Mitleid, weil man sie nie gelehrt hatte, zu fühlen mit ihren Nebenmenschen und Geduld zu haben mit ihren Schwächen. Sie war mutig und furchtlos und bewunderte gerne an andern Kraft und Kühnheit; sie hatte einst einem Sklaven zum Lohn die Freiheit geschenkt, weil er mit großer Waghalsigkeit einem Papagei nachkletterte, der ihr entflohen war, und ihn auch glücklich zurück brachte. Aber sie duldete keinen Widerspruch von ihren

Dienern, nicht den geringsten, mochte sie nun Recht oder Unrecht haben; sie hätte darin eine fehlende Achtung gegen ihre Person gesehen. Sonst war sie gerecht, und brach Zank oder Streit zwischen ihren freien Dienern oder Sklaven aus, so pflegte der Vater stets sie als Schiedsrichterin zu wählen, und selten war ihr Urteil ein irriges.

Jetzt in der Mittagsstunde befand sie sich in ihrem fürstlich ausgestatteten Gemach und lag schlummernd in einer Hängematte. Ihr kastanienbraunes Haar hing in losen Wellen herab, und eine junge Sklavin war beschäftigt, Blumen hinein zu flechten. Es war eine überaus zierliche Gestalt, diese junge Sklavin; mit recht führte sie den Namen die „kleine Taube“. Schon der erste Blick verriet in ihr eine Indianerin. Das nachtschwarze, glänzende Haar war einer Krone gleich um den hübschen Kopf geschlungen und mit kleinen, mattweißen Perlen durchschlungen. Sie hatte große schwarze Augen, ein ebenmäßig geformtes Gesicht, und die roten Wangen schimmerten unter der braunen Haut hindurch wie die matte Farbe eines überreifen Pfirsichs. Die eigenartige Schönheit dieser Indianerin wurde noch gehoben durch den kostbaren Anzug aus dunkelrotem Sammt. Ein golddurchwirkter Gürtel hielt ihn zusammen. Ihre Füße waren mit weichen Sandalen bekleidet, um ihre Schritte unhörbar zu machen. Wenn sie so anmutig und geschmeidig durch die Räume eilte, dann hatte Miß Tempson nicht Unrecht, wenn sie ihre Bewegungen mit einer Gazelle verglich. Die kleine Taube war anstellig; sie schmückte ihre Herrin ohne sie aus ihrem Halbschlummer zu wecken. Wehe ihr auch, wenn sie es gethan hätte! Eine kleine, kurze Peitsche mit elfenbeinernem Griff hing am Gürtel der schönen, grausamen Herrin; wie gut kannte das braune Mädchen die verräterische Bewegung der schneeweißen Hand mit den Brillantringen!

Die kleine Taube war nicht allein. Vor ihrer Herrin stand eine zweite Sklavin, eine alte, überaus häßliche Negerin. Sie war in ein weißes Gewand gehüllt, dessen volle Falten ebenfalls mit einem golddurchwirkten Gürtel gehalten wurden. Aber die blendend weiße Hülle erhöhte noch die Häßlichkeit der Trägerin. Diese Kreatur, wie Miß Tempson sie nannte, verdankte ihr Hiersein auch nur dem Umstande, daß das Auge der Herrin sich seit frühester Kindheit an ihr Gesicht gewöhnt hatte, und daß sie die kleine Elly seit ihrem ersten Schritt mit einer wirklich seltenen Treue umgeben hatte. Sie war eine Negerin und nahm als solche in den Augen des verwöhnten Kindes den Rang eines guten, treuen Hundes ein; die Anhänglichkeit, die sie für ein solches Tier gehabt haben würde, zollte sie auch der schwarzen Sklavin. Die Arme Juleika's, der schwarzen Gestalt, waren mit kostbaren Armbändern und Ringen bedeckt, lauter Geschenke der schönen Herrin. Aber sie hatte auch manchen Streich, manchen dunkelroten Flecken auf der schwarzen Haut zu verzeichnen; hatte die Herrin böse Laune, dann traf die Peitsche so gut Juleika wie das Hündchen. Und wie dieses winselnd den Fuß leckte, der es getreten, so küßte Juleika die Hand, die sie geschlagen; sie lachte über die eigenen Schmerzen, und achtsamer als zuvor wachte sie über den weißen Liebling. Sie war eine Sklavin im wahren Sinne des Wortes.

Auch jetzt stand sie vor der schönen Herrin und fächelte ihr leise und behutsam Kühlung zu oder jagte die zudringlichen Fliegen und Moskitos fort. „Juleika," sagte plötzlich die Kreolin, schlaftrunken die Augen öffnend, „hast schon nach Goldhaar gesehen? Ist das Auge noch rot?"

„Nicht mehr viel, Herrin!" antwortete die Gefragte; „ich habe ihr heute Morgen noch einmal kühlende Salben darauf gelegt. Man merkt es kaum mehr, morgen wird es ganz gut sein."

„So ist sie nicht mehr so häßlich wie gestern? Ich möchte sie sehen; wenn sie aber noch so entstellt ist, verzichte ich darauf.“

„Goldhaar ist nicht mehr entstellt, schöne Herrin; ein roter Streifen, weiter nichts! Soll ich sie holen?“

„Ja, beeile Dich!“

Lautlos verschwand Juleika hinter den Sammtportieren.

„Hat Goldhaar heute Nacht geschlafen?“ frug Miß Elly nach einer Weile die kleine Taube, die schweigsam Blume um Blume in das weiche Haar einreihte.

„Ja, Herrin, aber erst, nachdem sie vorher lange geweint hat!“

„Aber ich will nicht, daß sie weint; das macht die Augen trübe und das Gesicht häßlich, und sie ist theuer bezahlt worden, weil sie schön ist.“

Die „kleine Taube“ schwieg.

„Hörst du mich nicht?“ rief die Kreolin zürnend. „Soll ich mir auf andere Weise Gehör verschaffen?“

„Ich höre, Herrin, aber ich weiß nichts zu antworten! Die kleine Taube ist gar unwissend. Ich habe Goldhaar Alles vorgehalten, was du mir gesagt; aber sie hat immer geantwortet, sie müsse sterben vor Heimweh nach ihren Eltern.“

„Eine Sklavin darf kein Heimweh haben, sie hat kein Heim als das ihrer Herrin. Sage ihr das! Hörst du?“

„Ich werde es ihr sagen, Herrin!“ erwiderte die Indianerin in unterwürfigem Ton. Aber in ihren Augen funkelte es wild auf, und sie biß die weißen Zähne aufeinander, um die Worte zurückzuzwängen, die sich auf ihre Lippen drängen wollten. Sie hatte ja auch eine Heimath, von der sie gewaltsam fortgerissen war, weit jenseits des Stromes, wo der Urwald noch seine Baumriesen in undurchdringliches Dickicht verschlingt, wo die Prairie sich endlos ausdehnt und die Heerden wilder Pferde in wildem Galopp dahinjagen.

Die Portiere rauschte zurück, die schöne Herrin hob den Kopf. Von den weichen Sammetfalten des Vorhanges eingerahmt stand eine liebliche Gestalt da, schön wie der Vorbote des Frühlings. Selbst das Auge der Kreolin leuchtete auf in augenblicklicher Bewunderung. „Goldhaar", die neue Sklavin, stand unter der Thüre.

„Goldhaar" hatte Miß Tempson die neue Sklavin genannt, da sie dieselbe zuerst gesehen mit den losgelösten, goldblonden Zöpfen, einen Kranz wirrer Löckchen um das weiße Gesicht. Vor einer Woche hatte man sie ihr ohnmächtig in's Haus gebracht.

„Tröste dich, mein Liebling! Sie ist nicht tot," hatte der Vater auf die verwunderte Frage Elly's erklärt. „Wir mußten sie betäuben, um Aufsehen zu vermeiden; denn sie wollte nicht mit uns, sie hat sich schrecklich gewehrt. Wir haben sie ihrem Vater entreissen müssen, es hat sogar einen Kampf gekostet."

Miß Elly runzelte die Stirn. „Hast du sie denn rauben lassen, Vater? Dann verzichte ich darauf, ich will kein gestohlenes Gut. Wozu bin ich reich, wenn ich nicht meine Wünsche bezahlen soll?"

„Ei, was denkst du denn nur, Kind? Gekauft habe ich diese Sklavin natürlich und sie theuer bezahlt. Wie der Sklavenhändler aber an sie gekommen ist, das ist mir unklar; da hatte die Sache, wie es scheint, einen Hacken. Doch was kümmert das mich? Ich habe sie bezahlt, und sie hat mehr gekostet als sechs Neger zusammen. Aber weil ich deinen Wunsch kannte, auch eine weiße Dienerin zu besitzen, deshalb war mir kein Preis zu hoch. Und ich kenne deinen Geschmack; schön mußte sie sein, das war meine Bedingung, sonst hätte ich sie nicht mit so viel Mühe hergebracht."

Mit dieser Erklärung war Miß Elly Genüge gethan. Die weiße Sklavin war bezahlt, das war ihrem Gewissen genug. Sie war gelehrt worden, alles zu bezahlen mit Geld,

den Schmerz, die Freiheit, das Leben. Die Sklavin gehörte ihr rechtmäßig zu; sie war ihr Eigentum, und der Vater fühlte sich tausendfach belohnt von dem glücklichen Lächeln seiner Tochter und ihrem dankbaren Kuß. Der kleine dicke Herr strahlte ordentlich vor Vergnügen.

„Sie wird noch schöner sein, wenn sie nicht mehr in diesen Lumpen steckt und die Kleidung trägt, die ich ihr heute noch werde machen lassen," hatte die schöne Kreolin ausgerufen.

Und nun stand „Goldhaar" in dieser Kleidung vor ihr. Sie war schön, schöner noch, als Miß Tempson es erwartet hatte. In ihren Zügen lag etwas, was der reichen Erbin fehlte; es stand darin geschrieben von einer wahren Herzensgüte, von unschuldigem Sinn, reinem Gemüt, Sanftmut und kindlicher Frömmigkeit. Und davon wußte die reiche Farmerstochter nichts.

„Komm näher, Goldhaar!" rief sie.

Zögernd näherte sich das Mädchen, das freie Kind aus den Schweizerbergen, die arme verkaufte Christine. Den kräftig, aber schlank gebauten Körper umschloß ein himmelblaues Atlas-Gewand, ein perlen- und silberbestickter Gürtel hielt die Falten über den Hüften zusammen. Der gleiche Schmuck zierte die Halsborde; die silberbestickten Aermel ließen die Arme, die mit Goldspangen geziert waren, zum Teile frei. Um den Hals trug sie eine Kette weißer Perlen, und in den Nacken hinab hing aufgelöst das Haar. Zu Hause hatte sie es stets in zwei einfache Zöpfe geflochten, welche dicht am Kopfe festgesteckt waren; jetzt hatte die schwarze Juleika es ihr mit Blumen geschmückt und mit einer Goldnadel zurück gesteckt. Dazu kam das frische, rosige Gesicht mit Augen so blau wie daheim die Kornblumen. Man hätte meinen sollen, diese Gestalt habe nie etwas anderes getragen als Sammet und Seide; dieser Kopf, der es noch nicht gelernt hatte, sich demütig zu beugen, gehöre einem Edelfräulein. Christine trug

den Kopf hoch; ihre Augen füllten sich nicht mehr mit Thränen, ihre Knie beugten sich nicht mehr mit der Bitte um Freiheit vor der grausamen Herrin, seit diese ihr in's Angesicht geschlagen hatte. Es war ein Peitschenhieb über das Gesicht gewesen, so unbarmherzig, daß das arme Mädchen schmerzlich aufschreiend zu Boden gesunken war; und dies alles, weil sie es gewagt hatte, zu weinen, zu weinen aus Sehnsucht nach den Ihren. Da war der Stolz des einfachen Bauernkindes erwacht, der ererbte Stolz seiner Vorfahren, des unabhängigen Schweizervolkes. Sie weinte noch immer, aber nur des Nachts, wenn alles dunkel war und niemand ihre Thränen sah.

Miß Tempson betrachtete die neue Sklavin lange und forschend. „Es ist alles gut bis auf die Hände; aber das macht nichts, bald werden sie auch weiß sein. Bis dahin sollst du mich nicht bedienen, ich will nicht von so harten Händen angefaßt werden. Du magst indessen deinen Dienst lernen, aber gib gut acht darauf! Ich sage nicht gerne etwas zweimal. Du wirst, wenn du anstellig bist, den Vorzug haben, denn du gehörst meiner Rasse an. Du wirst mich „Herrin“ nennen, und du heißest von nun ab „Goldhaar“. Das klingt schöner als dein häßlicher deutscher Name. Du kannst deine Muttersprache weiter sprechen; alle Sklaven meines Dienstes können genug, um sich mit dir zu verständigen.

Mit diesen Worten wurde Christel in ihren neuen Dienst eingeführt. Und sie nahm sich vor, alles daran zu wenden, um ihre Herrin zu befriedigen, um nicht noch einmal in der Gegenwart anderer so gedemütigt zu werden. Dann auch hatte sie wieder Mut gefaßt; ihr Gottvertrauen sagte ihr, daß doch noch einmal die Stunde komme, in der sie frei sein werde. Sie sah sich um in dem Raum, der mit einer Pracht ausgestattet war, als solle er einer Märchenfee zum Aufenthalt dienen. Miß Elly liebte es überhaupt, sich mit Märchenglanz

zu umgeben. Sie war weithin bekannt durch die Pracht ihres Hauses. Mit allem trieb sie Luxus, mit Pferden, Hunden, Wagen, mit Blumen und Gärten, mit der Einrichtung der Farm, mit ihrem Schmuck, mit ihrer Kleidung, mit ihren Sklaven. Sie bekleidete diese so kostbar wie sich selber; „sie tragen ja meinen Schmuck," pflegte sie zu sagen, „und mit ihnen schmücke ich mich selber." Und sie erreichte ihren Zweck damit. Wo sie sich sehen ließ, erregte sie Aufsehen. Sei es zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen, immer folgten ihr die beiden Sklavinnen „Goldhaar" und die „kleine Taube". Man beneidete sie um dieses schöne Paar, das man die weiße und die schwarze Sklavin nannte. Und Miß Tempson war so stolz auf diesen lebendigen Schmuck, daß er ihr um den höchsten Preis nicht feil gewesen wäre. Und Christine sah nur zu bald ein, daß alle Hoffnung auf ein Freikaufen vergeblich war, daß sich dieser Wunsch niemals erfüllen werde. Und doch hoffte sie. Ihr Gottvertrauen war ja unerschütterlich. Je größer ihr Leid war, um so fester schloß sie sich an ihren himmlischen Vater an. „Er hat seinen Engeln befohlen, daß sie jeden deiner Schritte behüten." Diese Worte beherzigte sie gar oft, wenn der Mut sie zu verlassen drohte, und dann flüsterte sie leise: „Heiliger Schutzengel, steh mir bei und verlaß mich nicht in dieser Not!"

4. Ein Plan zur Flucht.

Die Nacht hatte sich herab gesenkt, eine Nacht so schön, wie wir sie hier in den gemäßigten Zonen nicht kennen. Groß, klar und leuchtend flimmerten die Sterne an dem schwarzblauen Himmelszelt, und funkelnd gleich ihnen schoßen tausende von Leuchten auf der Erde und in den Lüften hin und her. Man hätte glauben mögen, die Sterne, jene funkelnden Punkte, hätten sich teilweise gelöst und umkreisten die Erde mit ihrem sprühenden Licht. Es waren dies aber nur Leuchtkäfer, die, weit größer und zahlreicher als bei uns die Glühwürmchen, wie Sterne die Nacht durchzogen und diesen feenhaften Anblick gewährten. Die Nacht war sehr still; nur aus der Ferne erklang dumpf das Rauschen des Mississippi, und zuweilen ertönte das schrille Kreischen der Affen oder das langgezogene Geheul der Raubtiere.

An einem fest vergitterten Fenster der Farm Ellenhome lehnte Christine, mit beiden Händen sich an den eisernen Stäben haltend. Sie sah die Schönheit der Nacht; sie sah hinauf zu den Sternen, und all die Sehnsucht und die Thränen, die sie am Tage mit Gewalt zurückgedrängt, brachen sich jetzt Bahn. Christine weinte sich aus, und niemand störte die arme Sklavin darin. „Neun Stunden müsse sie schlafen,“ hatte die Herrin

befohlen; „sie bedürfe der Ruhe wie des kräftigen Essens, um des Tages über frisch und munter zu sein.“

Aber das abgehärtete Bergkind war an schwere Arbeit gewöhnt, an Bewegung in der freien, erquickenden Bergluft und vor allem an kindliche Sorglosigkeit. Der Aufenthalt in den beengenden Räumen, die mit Wohlgerüchen aller Art erfüllt waren, das müßige Leben, der Dienst, der nur darin bestand, ihre Herrin zu schmücken, ermüdeten sie nicht. Und dann der Gram, der an dem jungen Herzen fraß, das Heimweh, dies schreckliche Weh, das sich nicht bannen ließ, dies alles raubte ihr den Schlaf. Stunden lang saß Christel auf ihrem Lager oder stand am Fenster; sie fühlte sich müde und elend, und doch konnte sie nicht schlafen, so sehr sie es auch wünschte. Denn der Schlaf brachte ihr ja Träume, und von was anderem sollte sie wohl träumen als von den Ihren? Dann sah sie Vater, Mutter und Geschwister wieder, dann tummelte sie sich daheim in den Schweizerbergen, dann war sie ja glücklich, wenn auch nur auf wenige kurze Stunden. Auch heute floh sie der Schlaf.

Wohl eine Stunde lang hatte sie vor ihrem Bette gekniet und mit gläubigem Vertrauen zu Gott gebetet und ihm ihr Leid geklagt. Er war ihr einziger Trost, und nur in Gedanken an seine mächtige Hilfe fand sie Mut, auf ihre Befreiung zu hoffen. Wie dankbar gedachte sie jetzt ihrer Mutter, die sie seit frühester Kindheit gelehrt hatte, stets und immer auf Gott zu vertrauen! Denn dieses Gottvertrauen schützte sie jetzt vor Verzweiflung. Sie war allein, die kleine Taube war noch bei der Herrin; denn Juleika, die stets alle die kleinen Dienste verrichtete, deren Miß Tempson vor dem Schlafengehen bedurfte, war heute Abend dienstunfähig. Die Herrin war guter Laune gewesen und hatte der schwarzen Dienerin beim Nachtessen ein Glas Wein geschenkt, was diese

über alles liebte. Und nun lag sie auf ihrem Bett in tiefstem Schlaf.

Christine hörte nicht, wie nach einer Weile leise der Schlüssel in der Thüre sich drehte und diese geöffnet wurde. Es war die kleine Taube. Sie huschte flüchtig zu der Gestalt am Fenster hin und umschlang sie mit beiden Armen. „Ich bin's, erschrecke nicht!" flüsterte sie leise. Freudig erwiderte Christel die Umarmung; das braune Mädchen war ja ihre Freundin geworden, „ihre braune Schwester;" wie die Indianerin sich selber nannte. Einen Augenblick hielten sich die beiden Mädchen fest umschlungen, ohne ein Wort zu sagen; dann löste sich die kleine Taube aus der Umarmung der Freundin.

„Meine weiße Schwester ist traurig, sie hat geweint," sagte sie teilnehmend: „sie denkt heim an die Eltern und die Brüder und Schwestern. Aber sie darf sich nicht zu sehr grämen, sonst wird sie krank, und dann ist es aus mit unserm Plan. Denn unsere Flucht wird beschwerlich sein und dazu gehört Kraft und Mut. „Du bist gut, kleine Taube!" antwortete Christine. „Du bist die einzige Freundin, die ich hier habe, und ich vertraue dir. Aber oft beschleicht mich doch ein heimlicher Zweifel. Warum zögerst du so lange? Warum fliehen wir nicht schon bald, jetzt schon, wo du die Schlüssel in Händen hast, wenn du deiner Sache so sicher bist? Oft glaube ich, du erzähltest mir so viel von der Zukunft, nur um mir Mut zu machen, um mich zu trösten, um mich mit meinem Schicksal zu versöhnen. Aber das werde ich nie thun, das kann ich nicht, nie, nie! Wenn du dich auch mit der Zeit daran gewöhnt hast, mir gelingt es nicht. Ich bin ein armes Mädchen; aber ich bin in einem freien Land geboren, wo jeder Mensch gleiche Rechte besitzt, wo meine Herrin nicht mehr und nicht weniger wäre als ich selber, wo sie nie das Recht hätte, mich zu schlagen und gefangen zu halten

Sie selber sagt es, ich stamme aus der gleichen Rasse mit ihr, und dennoch zwingt sie mich, ihr zu dienen, ihre Sklavin zu sein. Ich bin es auch nur durch die Gewalt, die sie gegen mich ausübt; aber ich bin es gegen meinen Willen und werde mich nie freiwillig fügen. Auch ich habe Eltern, die mich lieben, so sehr, wie ihr Vater sie liebt; ich habe Geschwister, o kleine Taube, so liebe, kleine Geschwister und einen Bruder! Wenn er wüßte, wo ich wäre, er würde schon längst gekommen sein, mich zu befreien."

Und Christine weinte bitterlich. Vor ihr stand die braune Indianerin und zerflückte krampfhaft eine Blume, die sie aus dem Gürtel gerissen hatte, und um den kleinen Mund zuckte es in wildem Schmerz. Als die Weinende sich ein wenig beruhigt hatte, begann sie wieder mit ihrer schmeichelnden Stimme: „Meine weiße Schwester ist traurig, viel trauriger, als ich geglaubt habe. Sie ist gerade so traurig, wie die „kleine Taube" es war. Ihre braune Schwester weiß wohl, daß sie keinen Trost hat für sie; denn die Tochter des großen Häuptlings hat auch keinen. Die weiße Herrin ist schön und reich und angesehen, aber die „kleine Taube" war es auch in ihrer Heimat. Ihr Vater ist der Erste seines Stammes, und seine Krieger zählen nach hunderten. Aber er liebte nicht den Krieg, er liebte den Frieden. Ein weißer Bruder war mit seinen Dienern zu ihm gekommen und hatte ihn gelehrt, wie man friedlich und glücklich lebt. Er nannte sich selber einen Boten Gottes, und er lehrte uns seinen Gott kennen, der die Menschen alle gleichmäßig liebt und den braunen Mann gleich stellt neben den weißen. Er hat meinen Vater unterrichtet, meine Mutter, mich selber und unsern ganzen Stamm. Er wohnte unter uns, er lehrte uns bessere Hütten bauen, er lehrte uns besser leben. Und mein Vater beschützte ihn und sein Haus, das er Missions-Station nannte. Wie manches mal zog er mit uns hinaus auf die Jagd und

auf den Fischfang, und wir waren so glücklich! Da kam eines Tages das große Unglück über uns. Während er mit meinem Vater auf eine große Jagd hinaus gezogen war, überfiel uns ein feindlicher Stamm. Viele wurden erschlagen; alles wurde geplündert, geraubt, fortgeschleppt, ich war auch dabei. Ich habe meine Heimat nie wieder gesehen; ob meine Mutter auch geraubt wurde, ob sie erschlagen ist, ob der große Häuptling noch lebt, ich weiß es nicht. Aber ich habe auch so geweint und getrauert wie meine weiße Schwester. Ich bin geschlagen worden wie sie, noch viel mehr; denn ich zeigte keinen guten Willen, weil ich mich heim sehnte nach meinem Urwald, nach meiner freien, schönen Heimat."

„Aber du bist schon zwei Jahre hier; so lange bliebe ich nicht, ich wäre tot bis dahin, tot aus Sehnsucht nach den Meinigen," rief Christel; „du kannst sie nicht lieben, wie ich sie liebe, sonst hättest du längst versucht, zu fliehen; es kann für dich so schwer nicht sein, du bist ja in deiner Heimat und kennst dies Land."

„Meine weiße Schwester hat Unrecht, wenn sie das meint," sagte die Indianerin. „Ich wäre schon längst gestorben an den Peitschenhieben meiner Herrin, wenn ich nicht die feste Hoffnung hätte, zu fliehen. Denn wenn ich diesen Trost nicht mehr hätte, würde ich keine Hand mehr rühren in ihrem Dienste, und dann würde sie mich totpeitschen. Aber ich mußte warten, bis die Zeit kam, und nun ist sie bald da. Glaubst du, ich hätte so oft den Mut, Juleika heimlich die Schlüssel zu nehmen, um in dein Zimmer zu gelangen, wenn nicht die Hoffnung auf Befreiung mich beseelte? Ich wäre auch schon längst geflohen, den Weg fürchte ich nicht und auch nicht die Tiere der Wildnis. Die „kleine Taube" ist im Urwald daheim, sie kennt die Gefahren und weiß sie zu meiden. Sie kennt auch die Richtung, die sie nehmen muß jenseits des großen Stromes. An seinen Ufern, weit, weit

von hier, nach Osten zu, da liegt die Heimat der „kleinen Taube.“ Die Flucht würde mir leicht gelingen aus dem Hause der Herrin, schon oft stand mir die Thüre offen; aber weit käme ich nicht. Denn was die „kleine Taube“ fürchtet sind die Bluthunde der grausamen Herrin. Nicht einmal, sondern viele, viele mal schon hat die braune Indianerin gesehen, wie die Herrin entflohene Sklaven zurück bringen läßt und sie bestraft. Und solche Strafe würde die „kleine Taube“ nicht aushalten und das Mädchen aus dem Lande der Weißen auch nicht.“

„Was sind denn das, die Bluthunde?“ frug Christel.

„Hat meine Schwester denn noch nicht die großen Hunde gesehen, die nächst den Wohnungen der Sklaven ihre Hütte haben? Es sind abgerichtete, kluge, aber blutdürstige Tiere. Man hat sie gelehrt, der Spur der Entflohenen zu folgen. Wenn ein Sklave verschwunden ist, dann wird ihnen ein Kleidungsstück von ihm hingehalten; man führt sie an das Lager des Flüchtlings, damit sie daran riechen, und diesen Geruch behalten die Tiere fest. Dann werden sie losgelassen, und fort jagen sie, der Spur nach. Hinter ihnen folgen die Reiter. Und wenn der Sklave auch schon stundenlang fort ist, ob er in die Prairie oder in die Berge geflüchtet ist, ob er einen Baum im Urwald oder eine Bergschlucht zum Versteck gewählt hat, sie finden ihn sicher, und da hilft kein Wehren. Schon viele Sklaven habe ich gesehen, die man von ihren Zähnen zerfleischt zurück gebracht hat, und dann ruft die Herrin alle Sklaven der Farm zusammen, damit sie es ansehen, wie sie diese Aermsten straft. Er wird gepeitscht, bis er ohnmächtig zusammen bricht, und schon zweimal sah ich solchen Flüchtling unter den Hieben sterben. Will meine weiße Schwester nun nochmals fragen, warum die kleine Taube nicht geflohen ist?“

Christine erschauerte, alle Farbe war aus ihrem Gesichte gewichen. „Du erzählst mir das," sagte sie mit erstickter Stimme, „und doch willst du mir Hoffnung machen auf eine Flucht? Wie wollen wir arme, schwache Mädchen es anstellen, zu fliehen, wenn solch sicherer Tod uns erwartet?"

Die „kleine Taube" lächelte. „Meine weiße Schwester vertraue der Tochter des großen Häuptlings! Man nennt sie die „kleine Taube"; aber sie ist klug wie eine Schlange, und wenn sie entflieht, dann drohen ihr solche Gefahren nicht. Das goldhaarige Mädchen aus dem Lande der Weißen höre meinen Plan! Noch einige Wochen, dann haben wir die heißeste Zeit des Sommers. Dann sind die Fluten des großen Stromes langsam und träge, und die Zeit zur Flucht ist da; auf seinen Wassern geht unsere Spur verloren. In diesen heißen Tagen nimmt die Herrin erst abends ihr Bad in dem Strom, und wir dürfen sie begleiten. Du warst ja schon mit und kennst das Badehaus. Es ist bis in den Fluß gebaut, und daneben ist der Raum für die Sklavinnen. Nicht weit davon aber hinter Gesträuchern verborgen liegen die Kähne am Ufer. Sie werden vom Lande aus bewacht. Zu diesen Kähnen werde ich schwimmen; die „kleine Taube" versteht es gar gut, zu tauchen, und jetzt weißt du auch, warum ich dich lehrte, zu schwimmen und bis auf den Grund des Flusses zu tauchen. Juleika wird wie immer die Herrin begleiten. Während du dich dann zur Flucht bereit hältst, werde ich unter dem Wasser schwimmen bis zu der Stelle, wo die Kähne liegen, und einen davon losmachen. Dann kehre ich ebenso zurück, die Dämmerung wird uns schützen. Wir werden zusammen lachen und spielen; die Herrin liebt es ja, wenn wir fröhlich sind. Plötzlich aber werde ich laut schreien und um Hilfe rufen; wir tauchen unter, und du wirst thun, wie ich dich gelehrt; du wirst dich mit den Armen fest an mich klammern und mit den Füßen schwimmen. In einer Minute haben

wir die ersten Sträucher erreicht, wo wir auftauchen und Athem holen können. Von dort schwimmen wir ungesehen zu den Kähnen. Niemand wird auf diese Stelle achten, denn sie werden an ein Unglück glauben und nach uns suchen. Der Wächter wird in den Kahn springen, der stets neben dem Badehaus liegt, und in den Fluß hineinrudern. Zuerst aber werden sie den Baderaum selber durchsuchen und denken, wir seien ertrunken. Unterdessen haben wir unsern Kahn erreicht und rudern fort. Dort hängt, das ganze Ufer entlang, dichtes, undurchdringliches Gesträuch über dem Wasser; unter seinem Schutze geht es stromaufwärts, bis es dunkel ist. Die „kleine Taube" weiß zu rudern, und ihre Kraft wird nicht erlahmen, wenn sie weiß, daß es die Freiheit gilt. Und deshalb darf meine weiße Schwester nicht mehr weinen und sich grämen; sie darf nicht krank werden, denn wir haben einen weiten Weg vor uns; wir werden nichts zu essen haben als das, was wir uns selber suchen. Die Herrin aber wird trauern über unsern Tod und uns nicht verfolgen lassen. Die „kleine Taube" aber wird ihre weiße Schwester sicher in das Dörfchen ihres Stammes bringen, und der große Häuptling wird seine Krieger aussenden, um den weißen Mann zu suchen, welchen „Goldhaar" ihren Vater nennt. Was sagt nun meine Schwester zu diesem Plan?"

Atemlos hatte Christine der Indianerin gelauscht. Nun sprang sie auf und umschlang stürmisch das treue Mädchen. „O wie gut du bist, kleine Taube, und wie klug! Ich werde dir mein ganzes Leben lang dankbar sein. Was würde aus mir ohne dich? Ich würde hier elend zu Grunde gehen oder vor Heimweh sterben. Sicher hat es der liebe Gott bestimmt, daß ich dich hier treffen mußte zu meiner Rettung; wie will ich ihm danken und ihm treu dienen mein Leben lang!

„O ja, der liebe Gott," rief die kleine Taube begeistert, „wie gut muß er doch sein! Der Bote Gottes hat mir so-

viel erzählt von dem großen Geiste, den ihr Gott nennt, und wenn wir erst frei sind, dann mußt du mir noch viel mehr von ihm erzählen. Ich will ihn lieben lernen wie du und auch eine Christin werden. Wäre das große Unglück nicht gekommen, dann wäre ich längst getauft; wir hatten schon gerüstet zu dem Fest, denn viele unseres Stammes wollten das Heidentum ablegen. Doch ich muß jetzt gehen; Juleika wird bald ihren Rausch ausgeschlafen haben, und wehe mir, wehe uns beiden, wenn sie uns hier fände!"

Die beiden Mädchen umarmten sich, und lautlos huschte die „kleine Taube" hinaus.

5. Ein fremder Diener.

Etwa eine Woche später gelang es der kleinen Taube wieder, Christine des Abends auf einige Minuten in ihrem Zimmer aufzusuchen. „Ich habe dir Wichtiges zu erzählen," sagte sie eilig; „seit einigen Tagen ist ein neuer weißer Diener auf der Farm. Er gehört nicht zu den Sklavenaufsehern, denn die kleine Taube sah ihn im Hause arbeiten, und sie würde gar nicht auf ihn geachtet haben; denn es kommen und gehen gar viele fremde Diener auf der Farm. Als ich aber heute Abend das Zimmer der Herrin ordnete, weil Juleika die Herrin bei Tisch bediente, und einen Augenblick am Fenster stand, um die kühle Abendluft zu genießen, da sah ich einen Mann unten am Hause vorbeischleichen und hinter dem Gebüsch verschwinden. Nach einer Weile bewegten sich leise Aeste und Zweige dicht am Fenster, und die kleine Taube wußte nun, daß der Mann da oben sitze und in's Haus spähte. Nach etwa einer Viertelstunde kletterte er wieder hinab, und ich erkannte den fremden Diener."

„Wie sieht er aus? O beschreibe mir ihn ganz genau!" rief Christine aufspringend. „Vielleicht ist es mein Bruder oder mein Vater, die hieher kommen, um mich zu retten." Die

Indianerin beschrieb den Fremden, so gut sie konnte; doch Christine konnte aus der Beschreibung weder Joseph noch ihren Vater erkennen. Traurig schüttelte sie das Köpfchen. Es ist keiner von ihnen; wahrscheinlich hat die Neugierde den fremden Diener getrieben, in die Prunkgemächer der vornehmen Herrin zu spähen,“ sagte sie. Traurig und enttäuscht trennten sich die Beiden. — — —

Miß Tempson hatte dafür gesorgt, daß Christinens Nachtlager einfach, aber äußerst sauber gehalten war, wie auch alle Räume ihrer Sklavinnen große Reinlichkeit und Ordnung zeigten. Sie hielt es für besser, „Goldhaar“ noch einstweilen von den andern Sklavinnen abzusondern, weshalb sie ihr auch ein eigenes Zimmer angewiesen hatte, das aber stets von Juleika verschlossen ward.

Noch lange lag Christine schlaflos auf ihrem Bett; sie betete oder träumte mit offenen Augen von der bevorstehenden Flucht.

Des andern Morgens schon früh wurde ihr befohlen, sich anzukleiden, um ihre Herrin auf einem Morgenspaziergang zu begleiten. Sie liebte es, zur heißen Zeit die kühlen Morgen und Abende zu benützen und die Mittagsstunden zu verschlafen. Dann dehnte sie oft ihre Promenade aus bis zu den Plantagen, und dort prüfte sie die Arbeiten. Auch diesmal lenkte sie ihre Schritte in die Felder. Neben ihr ging Juleika, die einen großen, fächerartigen Schirm über sie hielt, um den lästigen Sonnenstrahlen und den Stechfliegen zu wehren. Christine und die kleine Taube gingen dicht hinter den Beiden; ihre Aufgabe war es, Aeste und Zweige zur Seite zu schieben, wenn solche die Herrin im Wege hinderten, oder die lange Schleppe zu tragen, wenn Staub und Steingeröll ihr drohten. Als sie in die Plantage eintraten, sah Christine lange Reihen schwarzer Sklaven in den Mais- und Zuckerrohrfeldern arbeiten. Wo sie hinkamen, traten die Aufseher zu ihnen, um Miß Tempson Bericht zu erstatten über die

Arbeiten; es war dies so Brauch. Sie hatten alle lange Peitschen in den Händen, ähnlich wie bei uns die Fuhrleute. Christel konnte keinen dieser Männer ansehen, ohne zu schaudern. Alles, alles wurde hier regiert mit der Peitsche, alles, alles diente nur der Gewalt. Sie sah weiße Männer, die hier diesen Dienst verrichteten, und sie frug sich, wie es möglich sei, daß Menschen, Ebenbilder Gottes, sich herabwürdigen konnten, solchen Dienst anzunehmen. Und alle sahen in den armen Schwarzen nur arbeitende Tiere, nicht Menschen. Doch so erstaunt Christine diese Männer anblickte, so erstaunt folgten auch ihr die Blicke. Wohl gab es in der damaligen Zeit genug weiße Sklaven in Amerika, die durch eigene oder fremde Schuld in dieses entwürdigende Dasein geschleppt wurden; doch Christine gehörte zu den Bevorzugtesten dieser armen Geschöpfe. Es ging ihr nichts ab am Essen und Trinken, die Behandlung war eigentlich noch gut. Sie war wie ein armes gefangenes Vöglein, dem man die Freiheit genommen, und das man in einen goldenen Käfig gesetzt, das aber die Leckerbissen verschmäht und sehnend um die Freiheit trauert.

Auf der Farm, die ziemlich abgelegen in einer der fruchtbarsten Gegenden des Mississippi lag und nur mit den zahlreichen Plantagen der Nachbarschaft regen Verkehr unterhielt, wurde jede Neuigkeit mit Heißhunger aufgenommen. So war Christine auch gleich nach ihrer Ankunft Gegenstand des allgemeinen Gespräches geworden. Schon die „kleine Taube" war eine Seltenheit; denn es gab nicht viele Indianer als Sklaven, und die es waren, zeigten den größten Widerwillen und alle Halsstarrigkeit. Sie ließen sich lieber totpeitschen, als sich unterwerfen. Christine aber erregte noch größeres Aufsehen, und Miß Tempson freute sich darüber. Sie hatte das Mädchen erst in der Oeffentlichkeit gezeigt, als es das Weinen gelassen und ihr willig gefolgt war. Man wußte, daß sie aus Europa stamme und die deutsche Sprache spreche,

weiter aber nichts. Man erstaunte über das blühende Kind mit den Augen so blau wie der Himmel und dem goldigen Flachshaar; man beneidete Miß Tempson um dieses Wertstück. Und das war es, was die reiche Erbin wünschte; sie wollte beneidet und bewundert sein von allen, und sie freute sich der erstaunten Blicke ihrer Bekannten und Untergebenen. Daher ließ sie auch keine Gelegenheit vorüber gehen, sich mit ihren schönen Sklavinnen zu zeigen. So auch heute. Sie durchwanderte lange Strecken in den Plantagen und kehrte erst nach zwei Stunden in den Schatten des Parkes zurück. Traurig ging Christine hinter ihr her; das, was sie gesehen, hatte sie mutlos gemacht; ihr graute vor der schönen Herrin. Dreimal mußte sie ja dabei stehen, wie die Herrin eigenhändig die Peitsche erhob, um einen der armen Schwarzen zu züchtigen, weil er nach ihrer Ansicht etwas nicht recht machte. Sausend hatte dann jedesmal die Peitsche des Aufsehers nachgeholfen. Die Schmerzensschreie der Neger kamen ihr vor wie ein Fluch, und das schmerzverzogene Gesicht dieser Armen hatte ihr Entsetzen eingejagt. Einmal hatte sie es gewagt, flehend nach der Herrin aufgehobenem Arm zu greifen, als diese nach dem entblößten Körper eines kleinen Negerknaben ausholte; aber da hatte der Schlag sie selber getroffen, und Miß Tempson hatte die kühne Sklavin mit einem Blick angesehen, daß der armen Christine fast das Herz stille stand. Schweigend war sie wieder neben die kleine Taube getreten, in deren Augen es wild aufblitzte.

So waren sie in den Park zurück gekehrt, gesenkten Hauptes schritt „Goldhaar“ hinter der Herrin. Plötzlich fühlte sie sich von ihrer Genossin heftig am Arm gefaßt, sie blickte auf; da stand zur Seite des Weges ein weißer Diener, beschäftigt, einen Korb Blumen zu pflücken. Er verneigte sich tief vor Miß Tempson, die ihm mit einem stolzen Neigen des Kopfes antwortete. Kaum aber war diese vorüber, als

er jäh aufschnellte, um die beiden Sklavinnen zu betrachten. Christine blickte ihn an. Ein kurzer Vollbart umgab sein Gesicht, es war ihr gänzlich fremd. Sie blickte noch einmal zurück, da stand er noch immer, in seinen Händen ein Strauß Rosen. Bei ihrem Zurückschauen aber ließ er diese hastig fallen, und sein Zeigefinger berührte flüchtig den Mund. Es war nur ein kurzer Blick, — es konnte ja Späher geben in der Nähe, — aber Christine hatte es dennoch deutlich gesehen, es war ein stummes Zeichen, wie jemand thut, der einem andern Schweigen gebietet. Das Herz der Schweizerin begann zu klopfen, sie rang nach Atem. Also doch! — — —

Das Blut stieg ihr in's Gesicht, bis in die Stirne, ihr wirbelte es vor den Augen; sie wollte denken, forschen, grübeln, aber alle Gedanken flogen ihr wirr durch den Kopf. Die kleine Taube bemerkte die Aufregung der Freundin, sie zupfte sie hastig am Kleide und deutete auf die Herrin vor ihr. Christine verstand; mit Gewalt drängte sie die Gedanken zurück, um wenigstens äußerlich ruhig das Haus zu betreten.

In ihr Gemach zurückgekehrt wandte sich Miß Tempson zu der weißen Sklavin. „Wie konntest du es wagen, mir entgegen zu treten?“ frug sie zürnend. „Wie kamst du dazu, meine Handlungen zu stören?“

Diese Worte riefen Christine aus ihrem wirren Grübeln sie mußte sich bedenken, um den Sinn dieser Frage zu verstehen. Dann glitt ein sonniges Lächeln über ihr Gesicht, ein Abglanz der Hoffnung, die eben so mächtig in ihr Herz eingezogen war. Sie dachte gar nicht mehr an die Grausamkeit der Herrin; sie dachte nur daran, daß ein Abgesandter der Ihrigen in ihrer Nähe war; denn sie zweifelte nun nicht mehr daran. Ohne weiter zu überlegen, antwortete sie freundlich auf der Herrin zornige Frage: „Herrin, Sie sind schön wie ein Engel! Doch Engel schlagen nicht, deshalb wollte ich —“

Weiter kam sie nicht. Sausend fuhr die Peitsche durch die Luft und schnitt ihr kurz die Worte ab; ein=, zweimal wiederholte sich der zischende Ton, ein wimmernder Aufschrei folgte. Mit beiden Fäusten riß die „kleine Taube“ an den Falten des eigenen Kleides, fast zu mächtig wallte ihr wildes Blut auf bei dieser Mißhandlung. Sie wandte sich ab; sie konnte es nicht ansehen, wie zu Füßen des herzlosen Teufels sich die goldhaarige Sklavin krümmte. Die knotige Peitsche hatte Gesicht, Hals und Arme mit blutigen Streifen gezeichnet. „Wie darfst du es wagen, so zu mir zu sprechen?“ zischte die Kreolin. „Du elende Kreatur! Du darfst keinen Wunsch und keinen Willen mehr kennen als den meinen und willst mir, deiner Herrin, einen Vorwurf machen? Ich werde dich zertreten wie einen Wurm, wenn du noch einmal den Mut hast, dich gegen mich zu erheben. Geh jetzt weg aus meinen Augen! Ich kann dich nicht mehr sehen! Juleika führe sie weg und sperre sie ein!“

Weinend verließ Christine das Gemach und eilte in ihr Stübchen, dessen Thüre die Negerin verschloß. Hier warf sich das arme Mädchen auf die Knie, und unter Weinen und Stöhnen rief sie zu Gott um Kraft und Geduld in dieser schrecklichen Lage. „O mein Gott,“ rief sie, „rette mich! Ich opfere dir all mein Leid, all meine Schmerzen, aber verlaß mich nicht, beschütze mich! O mein Jesu, Barmherzigkeit! O mein Jesu, habe Mitleid mit mir und lasse mich nicht verlassen und ohne Hilfe hier verzweifeln!

6. Die erste Botschaft.

Am Abend des zweiten Tages nach Christinens Züchtigung stand die „kleine Taube" im Zimmer ihrer Herrin und blickte in den Park hinaus. Sie dachte an die arme weiße Schwester, die so allein mit ihren Schmerzen eingeschlossen war, die nur Wasser und Maissuppe bekam, während drunten die Herrin am prunkvollen Mahle saß und mit ihren Besuchern lachte und scherzte. Da sah sie plötzlich wieder eine dunkle Gestalt über den Rasen huschen, wieder knackten leise die Aeste des Baumes vor ihr. Die „kleine Taube" wagte kaum zu atmen. Doch es galt, sich Gewißheit zu verschaffen; die Gelegenheit fand sich vielleicht nie wieder. Sie trat auf die Terrasse hinaus, wo das Mondlicht durch die Aeste schien und man sie deutlich sehen mußte. Sie stützte sich auf das Geländer und flüsterte leise vor sich hin wie im Selbstgespräch: „Goldhaar, arme weiße Schwester! Wie gerne käme die kleine Taube zu ihr, um sie zu trösten und ihre Wunden zu kühlen! Aber die Herrin zürnt, die Thüre ist verschlossen, und die kleine Taube trauert um ihre liebliche Schwester."

Da rauschte es leise neben ihr, eine gedämpfte Männerstimme flüsterte zurück: „Die kleine Taube fürchte sich nicht!

Ich thue ihr nichts zu leide. Ich habe gehört, daß Goldhaar geschlagen ward, und ich bemitleide sie. Sie ist schön und gut wie ein Engel, und wir wissen es alle, sie ist gestraft worden, weil sie für einen andern bat. Ich habe die kleine Taube gesucht; denn ich weiß, daß sie ihre weiße Gefährtin liebt, und ich will ihr etwas geben für die Freundin. Es sind Blätter, die jede Wunde kühlen und heilen; gib sie ihr, sobald du sie wiedersiehst, und sage ihr, es sei von dem neuen Gärtner! Auch du findest vielleicht einmal Gelegenheit, sich ihrer zu bedienen; aber verbirg sie vor der Herrin! Es möchte ihr vielleicht nicht recht sein."

Ein Päckchen flog zu Füßen der Indianerin, die es hastig aufhob und in den Falten ihres Kleides verbarg.

„Der große Geist behüte das braune Kind des Urwaldes!" tönte es noch einmal flüsternd vom Baume her; dann knackten leise die Aeste, und eine Minute später sah die Lauscherin die Gestalt des Mannes hinter den Büschen verschwinden.

Wie endlos schienen der kleinen Taube die zwei Tage, die sie noch warten mußte, bis sie die Freundin wieder sah! Erst am vierten Tage nach der harten Strafe ließ Miß Tempson sie vor sich kommen. Dunkelbraune Streifen zogen sich über ihr Gesicht und ihre Arme; Goldhaar sah bleich und übernächtig aus, sie hatte geweint, viel geweint. „Wie häßlich du geworden bist, Goldhaar!" sagte die Herrin, als sie ihrer ansichtig wurde; „aber du bist selber schuld. Hoffentlich lässest du es nun in Zukunft bleiben, Reden zu führen und Handlungen zu thun, wozu du kein Recht hast. Du scheinst noch immer nicht begriffen zu haben, daß du die Sklavin bist, die zu gehorchen hat."

Christine antwortete nicht, gesenkten Hauptes stand sie vor der Herrin; sie wagte nicht, aufzublicken, aus Furcht, sie könne in ihren Augen lesen, wie tief sie diese Demütigung gefühlt, und wie wild sich das freie Schweizerblut gegen die

unverdiente Züchtigung aufgebäumt hatte. Miß Tempson aber war befriedigt durch die demütige Haltung der jungen Sklavin und hieß sie gehen.

Den ersten unbewachten Augenblick benützte die „kleine Taube", um die Freundin zu umschlingen. Sie küßte die blauen wunden Flecken in dem Gesicht der weißen Schwester und liebkoste sie. Dann steckte sie ihr hastig das Päckchen zu und erzählte ihr das kleine Erlebnis. Christine hätte aufjubeln mögen bei dieser Nachricht, vergessen waren die Schmerzen, die Sorgen, die Demütigung. Nun hatte sie ja Gewißheit, daß sie die erste Botschaft ihrer Familie in Händen hielt. Wer sonst sollte sich denn auch um die fremde Sklavin kümmern, die im Dienste der vornehmen Erbin auf der Farm dahin lebte? Es bedurfte ihrer ganzen Willenskraft, ruhig zu bleiben und mit gewohnter Unterwürfigkeit den Befehlen ihrer Herrin nachzukommen. Erst des Abends in ihrem Stübchen fand sie Zeit, das Päckchen zu öffnen. Sie hatte kein Licht; doch der Mond schien zu ahnen, wozu heute Abend seine Leuchte dienen sollte; er schien so hell, daß Christel mit Leichtigkeit ihr Geschenk durchsuchen konnte. Es war ein Päckchen, enthaltend frische Blätter des Calbus-Baumes, und diese waren eingewickelt in ein zerknittertes altes Stück Papier, das schon längst verbraucht, vielleicht aus einer Ecke hervorgeholt worden war, um noch einmal diesem Zweck zu dienen. Ein Uneingeweihter hätte diesen schmutzigen Fetzen gewiß nicht geachtet, aber Christels brennende Augen suchten und fanden halb verwischt drei Worte: „Matrose Finkland, Staar." Es hatte das Ansehen, als seien sie einst die Unterschrift eines Briefes gewesen. Der Absender war außerordentlich vorsichtig gewesen; er konnte ja nicht wissen, ob die Botin zuverlässig war, und auf diese Weise konnte selbst die Herrin keinen Verrat darin finden.

Christine aber sank in die Knie und barg ihr Gesicht in beide Hände. Sie weinte lange und heftig; denn eine große Freude hat ebenso Thränen als ein großer Schmerz, und Christels ganze Seele durchbebte nur der eine Gedanke: „Sie sind da zu meiner Rettung.“ Wie sie nun betete, wie sie aufjauchzte zu Gott und ihm dankte für dies erste Zeichen eines Freundes! „Staar“ hatte ja das Schiff geheißen, womit sie von Europa abgesegelt waren; „Finkland“ hieß der Matrose, mit dem der Vater auf diesem Schiffe Freundschaft geschlossen hatte. Dieser Freund also war es selber oder ein Bote von ihm, der ihr dies Zeichen geschickt. Der Matrose hatte auf dem Schiff keinen Bart getragen, er mußte also mit einem solchen sehr verändert aussehen; sie wollte aufpassen, um ihn zu erkennen, ihm überhaupt ein Zeichen geben, daß sie ihn verstanden.

Wie zählten die beiden Mädchen die Stunden, bis sie endlich wieder zusammen waren und Christine der Freundin alles erzählen konnte! Die „kleine Taube“ übernahm die Botschaft; sie genoß größerer Freiheiten als die weiße Sklavin, welche Miß Tempson wie ein wertvolles Kleinod hütete. Die „kleine Taube“ hatte es verstanden, ihre Herrin zu täuschen, sie in Sicherheit zu wiegen. Die Herrin glaubte fest, daß die Indianerin gerne in ihrem Dienste sei, denn sie sprach niemals von ihrer Heimat. Sie freute sich jeglichen Schmuckes, den die Herrin ihr schenkte, und diese hegte keine Bedenken, die Indianerin aus ihrer Nähe gehen zu lassen. Kaum brach die Nacht herein, die Zeit, in welcher das lang andauernde Nachtmahl aufgetragen wurde, und wobei Juleika unten bei der Herrin war, als auch schon die kleine Taube auf ihrem Posten stand.

Sie hatte nicht lange zu warten; bald huschte der Schatten zwischen den Bäumen hindurch, und das Knacken der Aeste benachrichtigte die kleine Taube von der Anwesenheit des Fremden.

„Matrose Finkland!“ flüsterte die Indianerin leise vor sich hin. Doch keine Antwort kam vom Baum. Sollte die weiße Schwester sich getäuscht und ein bloßer Zufall mit diesen Worten gespielt haben?

„Matrose Finkland!“ flüsterte die kleine Taube nochmals vorsichtig; keine Antwort.

„Meine weiße Schwester ist wieder gesundet, eine große Freude hat sie geheilt. Sie sah einen Vogel aus ihrem Heimatland; der sang ein Lied so wunderschön, im Lande der Weißen nennt man ihn einen Staaren. Sie wünschte sich Flügel, um mit ihm zu fliegen; denn die Sehnsucht lebt fort in ihrem Herzen. Sie gedenkt noch zuviel des Vaters daheim, der Mutter, der Geschwister und des Freundes, der sie auf der weiten Reise begleitet. Er war Matrose und nannte sich Finkland. Er beschenkte sie oft mit Früchten und Andenken aus fernen Ländern und erzählte ihr von den Meeren, die er gesehen.“

„Kleine Taube!“ flüsterte es leise aus der Blätterwand, „ich verstehe dich. Du mußt die Freundin des weißen Mädchens sein, denn dein Mund redet ihre Worte. Sage ihr, daß der Freund nahe sei, derselbe, dessen Namen sie auf dem Papier gelesen! Gib ihr diese Blumen, sie liebt dieselben; aber verbirg sie gleich den Blättern!“

Ein Blumensträußchen flog hernieder, es war die zweite Botschaft für die Freundin.

Sie hatten Glück diesen Abend. Miß Tempson war mit der weißen Sklavin versöhnt und schickte die „kleine Taube“ zu Goldhaar, damit sie ihr die wunden Stellen mit heilenden Salben einreibe, und so fanden die Mädchen Gelegenheit, das Sträußchen gemeinsam zu untersuchen. Zwischen den Blumen versteckt fand Christine eine winzige Rolle. Sie enthielt einen Bleistift und zwei Papierstreifen, den einen beschrieben, den andern leer. Beim ersten Blick auf das beschriebene Blatt

unterdrückte sie ein Jubelgeschrei, sie hatte die Schrift ihres Bruders Joseph erkannt. Zitternd vor Aufregung las sie:

„Teuerste Schwester! Schon seit 14 Tagen weile ich in deiner Nähe und sehe dich fast täglich. Unser treuer Freund, der Matrose Finkland, den du vom Schiffe her kennst, ist bei mir. Ihm schulden wir so viel Gutes, auch deine Rettung, wenn sie gelingt, was Gott geben möge. Er ist Gärtner auf der Farm; ich halte mich versteckt in der Nähe, und die mich sehen, halten mich für einen Bediensteten aus der Nachbarschaft. Habe nur Geduld und sei vorsichtig! Wir haben erlauscht, daß die „kleine Taube“ deine Freundin ist, und darauf bauten wir. Aber wir mußten dennoch vorsichtig sein, denn eine einzige Unvorsichtigkeit könnte alles verderben. Thue der Miß Tempson, was du ihr aus den Augen absehen kannst! Unterwerfe dich in Geduld und denke, daß es nur noch wenige Tage sind! Wir fliehen mit dir und der „kleinen Taube“, sie soll in unserm Hause eine Heimat finden und unsere Schwester sein. Schreibe genau alles, wie ihr lebt im Hause, und wenn ihr das nächste mal im Garten spazieren gehet, dann lasse unbemerkt den Zettel fallen in der Nähe des Gärtners! Er wird ihn finden. Mut, Christel, Mut! Bald werden wir die Eltern wiedersehen, die in Sehnsucht unser warten. In treuer Liebe

Dein Bruder Joseph.“

Unzählige male noch las Christel die Zeilen, als die kleine Taube sie schon längst verlassen hatte. Sie war so voll innern Glückes, daß sie sich kaum fassen konnte. Als sie etwas ruhiger geworden war, nahm sie den Zettel und beschrieb ihn, so dicht sie nur konnte. Ach, er war schon beschrieben, noch ehe sie die Hälfte gesagt hatte, was sie sagen wollte! Die Rückseite eines Bildes, das sie besaß, wurde zu Hilfe genommen, und nachdem sie ebenfalls eine kleine Rolle

davon gemacht hatte, umwickelte sie dieselben wieder mit den Blumen und steckte das Sträußchen zu sich.

„O Gott, wie danke ich dir," betete sie dann, „daß du mir Eltern gegeben hast, die mich zur Schule schickten! Es war ein weiter, beschwerlicher Weg all' die Jahre, und wir murrten oft genug. Wer hätte auch gedacht, daß unsere einfachen Schulkenntnisse uns jemals solchen Dienst erweisen würden, daß gar mein Leben, meine Freiheit noch einmal davon abhinge? Denn wer weiß, ob die Rettung möglich wäre, wenn wir nicht dieses Mittel hätten, uns verständlich zu machen?"

Als am andern Morgen die kleine Taube ihr zu essen brachte, nahm sie das Sträußchen mit; denn Christine durfte die Herrin noch nicht begleiten, ihr Gesicht war noch zu sehr entstellt. Indessen machte die Indianerin ihre Sache sehr gut. Als sie dem Gärtner am Wege begegnete, der einen Korb voll schöner Rosen trug, rieß sie flink das verwelkte Sträußchen vom Gürtel und warf es achtlos in's Gras. Dann entnahm sie schnell einige der schönsten Rosen aus dem Korb, um sich mit frischen Blumen zu schmücken. Die Herrin sah es und lächelte ihr zu; sie liebte den Blumenschmuck für sich und ihre Sklavinnen. Der Gärtner aber stellte sogleich seinen Korb nieder und ordnete an seinen Blumen, bis Miß Tempson hinter den Gebüschen verschwunden war. Dann hob er das verwelkte Sträußchen auf und legte es zu den andern Blumen. Selbst das mißtrauische Späherauge hätte bei diesem Vorgang nichts Verdächtiges gefunden, und ein Späherauge gab es nicht, denn auf der ganzen Farm gab es niemand, der eine Ahnung davon hatte, welches Geheimnis sich hinter ihren Mauern abzuspielen begann. Oder doch, ein Lauscher lugte scharf hinter dichtem Blättergewirr hervor, ein Paar Augen, so scharf und blau wie die Christels, nämlich die Augen ihres Bruders Joseph. So stand er gar oft, so hatte er

seine Schwester zum ersten mal wieder gesehen, erschreckt und erstaunt zugleich. Was war aus dem einfachen Bauernkind geworden, aus dem Kind, das er noch in Gedanken vor sich sah in dem verwaschenen Wollkleide mit Nägelschuhen an den Füßen? War dies wirklich seine Schwester Christel? Dies liebliche Wesen war angethan wie eine Prinzessin. Damals frug er sich verzweifelt und ängstlich zugleich, ob er ihr wohl auch recht käme, sie zu retten, sie aus diesem Luxus zu entführen in ein einfaches Blockhaus tief im Urwald drin, wo sie anstatt Sammet und Seide wie hier die alten, verwaschenen Kleider von ehedem wieder fand. Aber dann war ihm das Wort „Sklavin" eingefallen und dies schreckliche, höllische Wort, es hatte alles verwischt, Sammet und Seide, Perlen und Gold; die Bedeutung dieses Wortes, o er hatte sie kennen gelernt!

Ja, seine Schwester eine Sklavin, dieser Gedanke gab ihm wieder neuen Mut und Kraft; sie mußte gerettet werden, sie mußte mit ihm fliehen um jeden Preis.

7. Gerettet.

Zwei Wochen waren seit diesem Tage vergangen, der Abend der Flucht nahte heran. Noch zweimal war eine Botschaft hin und her gegangen, niemand hatte etwas davon bemerkt; nun war alles in Bereitschaft. Christine sah an diesem Tag bleich und angegriffen aus vor Angst und Aufregung, und es bedurfte der ganzen Klugheit und Geistesgegenwart der Indianerin, um die Sorge von der Herrin zu verscheuchen. Denn diese befürchtete, Christine sei krank; sie wollte sie zu Bett schicken, anstatt mit in's Bad nehmen. Wäre dies geschehen, dann wäre alles vergeblich gewesen.

Die „kleine Taube" aber lachte über den Einfall der Herrin; sie riß Goldhaar mit ihrer Munterkeit fort und schrieb ihr bleiches Aussehen der großen Hitze zu, die das Kind des Nordens noch nicht gewöhnt sei. Miß Tempson beruhigte sich, und so wanderten sie gemeinsam wie immer zum Badehaus. Die Sonne neigte sich schon den Bergen zu; doch war es noch glühend heiß, und die kühle Wasserluft wirkte erquickend. In kurzer Entfernung des Badehauses stand ein Diener als Wache. Der obere Teil des Badehauses war aus Brettern hergestellt; der untere, in's Wasser gebaute Teil bestand aus eisernen Stäben, die wohl weit genug ausein-

ander lagen, einen Menschen hindurch zu lassen, aber für einen in Gefahr Befindlichen Stütze genug boten, sich daran fest zu halten.

Juleika begleitete wie gewöhnlich die Herrin; Christel und die kleine Taube betraten das Nebengemach, das nur durch eine dünne Bretterwand von dem Raume der Herrin getrennt war. Es lag ihnen günstig, weil sie sofort in's freie Wasser gelangten und auch das Ufergesträuch auf dieser Seite fast dicht an dasselbe stieß. Dennoch hatten die Mädchen eine Strecke weit zu schwimmen; das Boot der Männer mußte ziemlich entfernt anlegen, wo selten Leute aus der Farm hinkamen. Es wäre sonst aufgefallen, weil es ein fremdes Boot war und Joseph ohnehin seit einigen Tagen alles Nötige hinein geschafft hatte.

Bald erscholl helles Lachen aus der Kabine zu der Herrin hinüber. Da tönte der schrille Schrei eines Affen aus dem Wald, ein heller Jauchzer der Indianerin folgte. Es war das erste Zeichen; nach dem dritten Schrei sollte der verhängnißvolle Hilferuf die Kreolin aufschrecken. Täuschend ähnlich war der Schrei des Tieres gewesen; niemand achtete darauf, denn Affen gab es genug in der Nähe. Die Sonne war untergegangen, nur ihr glutroter Schein beleuchtete noch die gurgelnden Wellen. Da ertönte der zweite Schrei.

„Laß uns oben von der Treppe in's Wasser springen!" rief die Indianerin laut; „es ist ein köstliches Vergnügen." Und schon flog sie eilends die Stiege hinauf, die von dem Auskleideraum in's Wasser führte; ein Plumps, und pustend tauchte das braune, wilde Kind wieder auf und schüttelte sich lachend, daß die Tropfen umher flogen. Christine wollte es ihr nachmachen, sie brachte es nicht fertig; wie gelähmt stand sie im Wasser.

Die „kleine Taube“ sah es; mit schallendem Lachen, aber verzweifelter Angst im Gesicht rüttelte sie die Freundin und flüsterte ihr bittend zu: „Mut, Mut, meine weiße Schwester! O nur eine Viertelstunde noch Mut!“

Da ertönte der dritte Schrei, nun galt es zu handeln. Die Reihe war an Christine. Von ihr sollte der erste Hilferuf ausgehen, und es mußte dies alles sehr schnell geschehen; denn bevor man in den Raum eindringen würde, mußten sie beide verschwunden sein.

Die Hand der Indianerin umfaßte krampfhaft den Arm des weißen Mädchens, um es in die Tiefe zu ziehen, nach den eisernen Stäben zu, wo ihnen das frei fließende Wasser entgegen kam, wo ihnen die Freiheit winkte. Christine begann es zu grauen vor der gurgelnden dunklen Tiefe, und obwohl sie schon dreimal mit der Freundin das Wagnis erprobt hatte und es ihr gelungen war, heute schien's ihr unmöglich. Sie fühlte eine Starre in den Gliedern; es war ihr, als ginge sie in den Tod, und als nun das braune Kind sie verzweifelt in's Wasser zerrte, da gellte ein Hilfeschrei so laut, so wahr. Das war kein gemachter Ruf; es war ein Ton, der von Herzen kam und Miß Tempson durch Mark und Bein ging. Im gleichen Augenblick auch antwortete jetzt die Indianerin mit dem durchdringenden Ruf: „Zu Hilfe!“ Doch gurgelnd erstarben schon die letzten Laute im Wasser.

Der wachhabende Diener war sogleich aufgesprungen; doch da er nicht wußte, aus welcher Kabine der Ruf ertönt war, rannte er zuerst an die Thüre von Miß Tempsons Raum. Diese rief ihm zu, die Mädchen zu retten. Er rannte hin und riß die Thüre auf; von den Sklavinnen war jedoch keine Spur mehr zu sehen. Öde und Dunkel rauschte das Wasser herauf. Ohne sich zu besinnen, sprang der Mann hinein und durchsuchte den Raum im Viereck, kreuz und quer; sie waren nicht mehr da, sie mußten hinaus geschwemmt sein. Er eilte

hinaus, bestieg das Boot und ruderte um das Badehaus nach der Flußseite zu; doch nichts, gar nichts konnte er entdecken. Er ruderte eine Strecke mit der Strömung, er spähte auf den offenen Strom, nirgends, nirgends auch nur das geringste verdächtige Zeichen. Er schrie Juleika zu, ihm Hilfe zu holen, und begann sofort in der Nähe des Badehauses in der Tiefe zu fischen; vergebens. Das Gebüsch entlang zu rudern fiel ihm nicht ein, denn von dort her kam die Strömung; also war jede Möglichkeit ausgeschlossen, daß die Verunglückten nach oben geschwemmt waren. Und daß ein Unglück geschehen war, daran zweifelte er so wenig wie Miß Tempson und Juleika; denn zu natürlich war der ganze Hergang gewesen. Unterdessen war Miß Tempson samt der Negerin und einem Dutzend Männer zur Stelle. Doch die Dunkelheit senkte sich rasch herab, in den heißen Zonen gibt es keine lange Dämmerung. Die Kreolin befahl, Kähne loszumachen und Pechfackeln anzuzünden. Sie selbst bestieg ein Boot; man ruderte kreuz und quer, man suchte und fischte das ganze Ufer entlang, man fuhr bis mitten in den Strom; der Mond stieg hell herauf und beleuchtete das phantastische Treiben. Und während ein Heer schwarzer und weißer Diener sich vergeblich abmühte, unter den Befehlen ihrer Herrin die schönen Sklavinnen zu finden, flog geräuschlos ein kurzes, starkes Boot dem Ufer entlang. Sechs Arme handhabten kräftig die Ruder; zwischen ihnen aber, auf einem Bündel Maisstroh hingestreckt, lag regungslos die Gestalt der weißen Sklavin. Wenn das Mondlicht stellenweise durch das Gesträuch schien, dann schimmerte ihr Gesicht geisterbleich und starr, als sei sie gestorben. Die drei Ruderer blickten in ängstlicher Spannung auf die Regungslose, und doch konnten sie ihr jetzt noch keine Hilfe angedeihen lassen; noch mußten sie ihre ganze Kraft anwenden, um aus dem Bereich der Plantage zu kommen, denn diese zog sich eine lange Strecke

dem Ufer entlang. Wohl eine halbe Stunde hatten sie so gerudert, als der Matrose Finkland in's offene Wasser steuerte.

„Wir haben das Besitztum der Tempsons hinter uns," sagte er; „ich will jetzt eine Strecke allein rudern. Seht rasch nach Christine um! Ihre Ohnmacht dauert zu lange."

Joseph und die „kleine Taube" legten die Ruder beiseite, während das Boot langsam gegen die Strömung arbeitete. Erst nach langer Bemühung gelang es ihnen, das ohnmächtige Mädchen zum Leben zurück zu bringen; erleichtert frohlockten alle auf, als ein tiefer Atemzug endlich zeigte, daß Christine lebte. Dennoch dauerte es noch eine Weile, bis sie zur vollen Besinnung kam. Christine mußte indessen die ganze Nacht noch ruhig liegen; sie war nicht im Stande, aufzustehen, so schwach fühlte sie sich. Und während die Freundin unermüdlich den Männern beim Rudern half, lag sie still auf ihrem Lager und blickte zu dem zauberhaft schönen, sternbesäeten Himmel auf. Wie inbrünstig dankte sie da Gott für ihre Rettung! Wie fühlte sie sich von Herzen belohnt, daß sie nie verzagt in der Hoffnung auf seinen mächtigen Beistand! Und frohlockend überließ sie sich dem Gedanken an die Freude, die ihrer wartete.

Wie sie in's Boot gekommen, wußte sie selber nicht. Als die „kleine Taube" sie vor sich her hinausschob in's freie Wasser, da hatte sie sich nur instinktmäßig an die Retterin festgeklammert, dabei aber die Besinnung verloren. Mit unsäglicher Anstrengung hatte das treue Mädchen die hemmende Last unter dem Wasser fortgeschleppt; nur die verzweifelte Angst gab der jungen Indianerin die Kraft, bis unter die Sträucher zu schwimmen, wo sie auftauchte. Doch wäre es der selbst ganz Erschöpften niemals gelungen, das ohnmächtige Mädchen bis zu dem harrenden Boote zu bringen, wenn nicht der Matrose in begründeter Angst einen solchen Unfall vorhergesehen hätte. Er war bis unter die ersten Sträucher

ihnen entgegen geschwommen, wo die „kleine Taube" dicht neben ihm auftauchte. Ohne eine Sekunde zu verlieren, hob er die Regungslose auf seinen Rücken, und kräftig teilte er das Wasser und hatte unter dem Schutze der dunklen Schatten, welche die Sträucher auf das Wasser warfen, bald das Boot erreicht. Dicht hinter ihm folgte die Indianerin, und nun ging's ohne Aufenthalt weiter. -- Schweigend hatte Christine zugehört, als der Matrose ihr dies erzählte, und mit Thränen in den Augen reichte sie ihm die Hand. Die „kleine Taube" beugte sich nieder und küßte die Stirne der geretteten Schwester.

8. Die Heimkehr.

Erzähle mir von den Eltern, von den Geschwistern! bat Christine später während der nächtlichen Fahrt den Bruder, und unter dem eintönigen Geräusch der Ruder erzählte dieser:

„Von den Tagen, die deiner Entführung in der Hafenstadt folgten, kann ich dir nicht viel erzählen; ich war selber unsinnig vor Schmerz und Weh, und des Vaters Haar wurde schneeweiß in diesen Tagen. Wäre da, noch sozusagen in der letzten Stunde, nicht unser treuester Freund hier, Karl Finkland, gekommen, wir wären alle verdorben in Hunger und Elend. Es ist doch ein wahrer Spruch: „Wo die Not am größten, ist Gott am nächsten," und für uns war er das Werkzeug in seiner allmächtigen Hand. Alle unsere Schritte bei der Behörde zu deiner Befreiung waren vergeblich, wir hatten kein Recht mehr an dich. Was wir alle dabei litten, ist nicht zu beschreiben; der Schmerz hatte uns alle Vernunft geraubt. Unser Geld war zu Ende, der Vater fassungslos, die Mutter krank, die Geschwister hungrig, ohne jede Pflege, ich selber ohne Mut und Kraft, unfähig, auch nur zu denken. Da kam Finkland und brachte uns die erste Nachricht von dir. Er hatte sich heimlich vom Schiffe entfernt und war uns unbemerkt gefolgt nach dem Hause

des Sklavenhändlers, den er als schlechten Menschen von früher her kannte. Er wußte auch, daß nur List dich retten konnte, und uns von seinem Vorhaben mitzuteilen blieb ihm keine Zeit übrig. Er sah dich eine halbe Stunde nach unserm Eintritt in das Unglückshaus in eine geschlossene Kutsche heben, die dann nach dem Hafen fuhr. Der dicke Herr, den wir damals in jenem Hause sahen, war Mister Tempson. Er brachte dich auf einen Dampfer. Finkland löste sich gleichfalls ein Billet und fuhr die Strecke auf dem Mississipi mit, stieg mit ihm aus, folgte ihm unbemerkt an's Land, und als er dann erfahren, wie und wo du untergebracht seiest, kehrte er zu uns zurück. Er versprach uns, dich zu retten, wenn wir uns willig seinen Anordnungen fügten, und was blieb uns anderes übrig? Wir hatten ja keine andere Wahl und mußten froh sein, daß ein anderer für uns dachte und sorgte. Er beanspruchte in des Vaters Namen die Hilfe, welche die Regierung den Einwanderern bietet; er brachte uns an Ort und Stelle und machte uns die Reise so bequem als möglich. Er half uns die erste Hütte bauen, richtete sie ein und suchte die Nachbarn auf, unter deren Schutze wir die Eltern und Geschwister zurück ließen. Es ist noch sehr, sehr einfach bei uns; aber Nahrungssorgen haben, Gott sei Dank, die Eltern nicht mehr, und einen schützenden Unterschlupf haben sie auch. Und wenn wir erst wieder daheim sind, werden wir mit vereinigten Kräften bald ein besseres Heim unser nennen. Doch noch eins sollst du wissen. Karl Finkland hat uns nicht nur seine Kraft und seine Freundschaft geliehen, sondern alle seine Ersparnisse hat er hergegeben, uns dies alles möglich zu machen; wir selber standen ja mittellos da. Ich konnte dir dies erst zuletzt sagen, weil er sonst meine Erzählung unterbrochen hätte."

„Das ist auch ganz gegen unsere Verabredung," wehrte der Matrose; „das hättest du Christel nicht sagen sollen.

Es ist ja nur eine alte Rechnung, die ich noch auszugleichen hatte mit eurem Vater."

„Doch, doch," beharrte Joseph; „sie soll es wissen wie wir alle, welchen Wohlthäter wir an dir besitzen, und welchen Dank wir dir schulden."

„Ich habe durchaus nicht so selbstlos gehandelt, wie du es immer hinstellen möchtest; ihr werdet es noch erfahren," antwortete Finkland. „Und an der Freude, die euer wartet, will ich auch meinen Teil haben und mein Plätzchen in dem neuen Heim. Und außerdem, mir allein wäre die Rettung nie gelungen, hätten wir nicht solch treue Verbündete gefunden in der „kleinen Taube"; denn Christel wäre noch lange nicht der kühnen Entschlossenheit fähig gewesen, welche dieses Wagnis erforderte. Ihr schuldet ihr den größten Dank."

„Und den wollen wir auch abtragen, indem wir sie als geliebte Schwester den Eltern bringen und ihr dann auch redlich helfen, die eigene Familie aufzufinden," rief Christel.

Und nun erzählte sie ausführlich die Geschichte der Indianerin, und unter hoffnungsfrohem Geplauder verging die Nacht. Als der Morgen zu dämmern anfing, steuerte Finkland in eine kleine Bucht ein, um dort hinter Schilf und Büschen versteckt den Tag zu verbringen. Denn noch war die Gegend zu sehr bebaut; einzelne große Plantagen befanden sich in der Nähe, und es konnte immerhin irgend ein Zufall den Verräter spielen. Sie waren noch nicht außer Gefahr, denn die Plantagenbesitzer unterstützten sich gegenseitig bei der Flucht von Sklaven und lieferten solche Eingefangene den Besitzern wieder aus.

Weil sie alle sehr erschöpft waren, ruhten sie den ganzen Tag abwechselnd, während einer wachte; auch erfrischten sie sich, da sich in dem Boot genug Eßbares vorfand. Erst bei Anbruch des Abends wagten sie sich wieder hervor, und neu-

gestärkt ruderten sie die helle Mondnacht ohne Unterbrechung weiter. Als der Morgen des zweiten Tages dämmerte, hatten sie alle Kultur hinter sich gelassen; endlose Steppen dehnten sich zu beiden Seiten aus, sie waren gerettet. Gegen Mittag erreichten sie dichten, undurchdringlichen Urwald, hier landeten sie. Auf der Mitte eines kleinen urbar gemachten Platzes, dicht am Ufer, stand eine rohe Blockhütte. Es mochte wohl einst die erste Behausung eines Colonisten oder Jägers gewesen sein, der dann später weiter landeinwärts gezogen war. Jetzt diente sie vielfach den Reisenden des Mississippi als Aufenthalt und Rastplatz. Auch Joseph und der Matrose hatten sie schon zweimal benützt, das erste mal, als sie mit der ganzen Familie Nackert hier einkehrten, und das zweite mal bei ihrer Fahrt nach der Farm Ellenhome. Auch jetzt verbrachten sie den Rest des Tages und die folgende Nacht daselbst, um auszuruhen. Zum ersten mal sah Christel in der Nähe den Urwald in seiner ganzen wilden Pracht. Riesige Baumstämme, deren Kronen so hoch waren und so dicht von blühenden Schlingpflanzen umwuchert, daß sie das Ende gar nicht erschauen konnte, umgaben sie; ein undurchdringliches Laubdach wölbte sich über ihrem Haupte; Blumen von einem Umfang und einer Farbenbracht, wie sie nie ähnliches geschaut, blühten zu ihren Füßen; schimmernde, glitzernde Falter von der Größe einer Hand gaukelten in den Lüften, glänzende Eidechsen huschten durch's Gras, und in den Zweigen schwirrte und summte es von einem geheimnisvollen Leben. Dazwischen tönte das Geschrei der Affen, die sich hoch in den Baumkronen wiegten und mit possierlichen Grimassen die Menschen unter ihnen beobachteten. In den Augen der Indianerin leuchtete es seltsam auf; hier war sie daheim, hier umgab sie Heimatluft. Sie fühlte keine Ermüdung; sie trippelte am Ufer entlang, sie drang ein Stück in den Wald hinein und fand tausend neue Reize, die ihr doch so bekannt,

so heimatlich erschienen. Sie schliefen die Nacht in der Hütte; dann ging's am Tage wieder weiter, den Strom hinauf, der bereits schmäler wurde. Vereinzelt tauchten auch wohl Lichtungen im Walde auf, wo einfache Blockhäuser von Colonisten standen, die sich in der Nähe des Ufers angesiedelt hatten. Blühende Obstbäume und fruchtbare Felder umgaben sie. Auch begegneten ihnen einige Fahrzeuge, die stromabwärts fuhren. Man begrüßte sich auf's beste. Dann ging es wieder weiter. Im Strom hieß es jetzt wieder Vorsicht anwenden; man mußte sich soviel als möglich in der Mitte halten, weil an den Ufern oft umgestürzte Baumstämme lagen, die ihre kahlen Äste bis weit in's Wasser ausstreckten. Es fiel niemand ein, dies Hemmnis aus dem Weg zu räumen. Immer einsamer wurde die Gegend, immer menschenleerer. Streckenweise wurde die Strömung so wild, daß sie alle Kraft anwenden mußten, um dagegen zu kämpfen. Diese Gegend schien überhaupt für die Ansiedelung von Einwanderer sehr ungünstig zu sein, denn nirgends bemerkte man menschliches Leben.

Viele Tage waren sie nun schon unterwegs. Christine hatte sich wieder ganz erholt; ihr Gesicht zeigte wieder eine blühende Gesundheit, als eines Morgens Joseph lächelnd sagte: „Ich glaube, heute Mittag essen wir zu Hause bei den Eltern."

Ein Freudenschrei antwortete ihm und mit erneuter Kraft ging es weiter. Eine endlose Prairien-Ebene, mit mannshohem Gras bedeckt, machte wieder dichtem Urwald Platz, so daß sie wohl zwei Stunden in kühlem Schatten dahin fahren konnten. Die Hitze während des Tages war fast unerträglich. Gegen Mittag machte der Strom eine Krümmung und führte in ein herrliches Wiesenthal ein. Leicht aufwirbelnde Rauch-Wölkchen in der Ferne zeigten die Nähe von Menschen. Nach einer Weile sahen sie einzelne

Blockhütten im Schatten dichtbelaubter Bäume liegen, sie schienen den Bootsinsassen gar einladend entgegen zu winken. Zu beiden Seiten umrahmten sanft aufsteigende Hügel dies prächtige Erdenfleckchen. Teilweise waren sie noch mit dichtem Wald bedeckt, teilweise lugten aber auch schon urbare Strecken hervor, die blühende Anpflanzungen zeigten. Joseph beobachtete die beiden Mädchen. „Ist dies unsere neue Heimat?" frug Christine mit leuchtenden Augen.

„Ja, aber die Hütte unseres Vaters liegt weiter zurück; wir können sie noch nicht sehen."

„O wie herrlich ist es hier!" rief da das Mädchen, fröhlich in die Hände klatschend; „hier vermeint man daheim zu sein in einem schönen Schweizerthal, da fehlen nur noch die schneebedeckten Gletscher in der Ferne."

Bald hatten sie die ersten Hütten erreicht; man hatte das ankommende Boot bemerkt, grüßend winkten weiße Tücher hernieder. „Halloh, Hurrah!" tönte es hinüber und herüber. Pfeilschnell flog jetzt das Boot auf dem Strom dahin, der spiegelblank in der Sonne glänzte. Plantagen, Wiesen, Blockhäuser wechselten ab, dann eine kurze Strecke Waldes, dann wieder urbares Land, und jetzt erhob sich auf einem freien Hügel unter dem Schutze eines breitästigen Baumes, im Rücken der mächtige Urwald, eine einfache Blockhütte. Wie aus einem Munde ertönte ein heller Schweizerjodler von den beiden Männern im Boote. Die Thüre der Hütte wurde aufgerissen; ein Mann mit schneeweißen Haaren stürzte hinaus, ihm folgte eine Frau, dann zwei, drei, vier Flachsköpfchen, und alle blickten mit weit aufgerissenen Augen hinab auf das Boot. Dann aber ertönte auch von oben ein gellender Jubelschrei, helle Kinderstimmen jauchzten auf; der durchdringende Schrei der Mutter: „Christel, es ist Christel" aber übertönte alle, und nun ging's hinab, so rasch die alten und jungen Beine es erlaubten. In wilden Sprüngen eilten



Loudka, Sklavin. Lichtdruck von J. Kösel, Kempten.

Froher Jubel, helle Kinderstimmen jauchzten den Ankommenden entgegen.

die Knaben voraus; ihnen folgten Vater und Mutter mit den Kleinen, und kaum hatten die Ankommenden den Boden der neuen Heimat betreten, als Christel bereits in den Armen der Mutter lag. Wie vergrämt aber sah sie aus! Wie hatten sie gealtert in den letzten paar Monaten, die guten, treuen Eltern! Alle weinten; aber es waren Thränen reinster Freude, und lange vermochte keines Red und Antwort zu stehen. Endlich ermahnte der Vater zur Einkehr in die Hütte, wo ein einfaches, kräftiges Mahl wartete. Doch niemand aß einen Bissen; die Freude war zu groß, und es gab gar soviel zu fragen und zu erzählen. Karl Finkland und die „kleine Taube" wurden von Nackert und seiner Frau mit Freuden begrüßt und als ihre Kinder willkommen geheißen, und dies Willkommen kam von Herzen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von der Ankunft Christels auf der Colonie, und alle kamen sie zu sehen und willkommen zu heißen, obwohl niemand ahnte, daß es eine flüchtige Sklavin war, der man die Hand reichte. Sie wußten nur, daß Christel eine Summe Geldes bei einer vornehmen Dame abzuverdienen hatte, welche diese ihr für die Reise vorgestreckt.

„Der Verräter schläft nie," hatte Finkland gesagt, „und so lange das Recht des Sklaventums besteht, so lange kann Christel zurück gefordert werden."

Der alte Nackert lebte daher auch in steter Angst und vermied so viel als möglich allen Außenverkehr und ließ Christel nie allein in die Kolonie. So lebte die Familie nur ihrem häuslichen Kreise, und den kräftigen Händen der jungen Leute gelang es bald, eine weite Strecke Landes urbar zu machen, und bald umgab das hübsche, neuaufgebaute Schweizerhaus eine stattliche Plantage, und schon nach einigen Jahren gehörte Nackert zu den wohlhabendsten Kolonisten der Umgegend. Von der Farm am Mississippi hörten sie nie mehr etwas.

Miß Tempson lebte in der festen Meinung, die beiden Sklavinnen seien ertrunken.

„Hätte ich meinem Vorhaben gefolgt und Goldhaar zu Bett geschickt," klagte sie Juleika, „dann wäre das Unglück nicht geschehen. Goldhaar war krank, ich sah es ihr an; wahrscheinlich bekam sie Krämpfe im Wasser und ging unter. Und der kleinen Taube ging es ebenso bei ihrer Bemühung, sie zu retten."

Zwar stutzte sie, als man ihr des andern Tages das plötzliche Verschwinden des neuen Gärtners meldete. Zweifel stiegen in ihr auf, und sie ließ sogar die Bluthunde los zu einer Verfolgung. Als diese aber den ganzen Tag vergeblich hin und her gejagt waren und immer wieder zum Badehaus zurückkehrten, gab sie den Gedanken auf, und die Vermutung, daß die beiden Mädchen ertrunken seien, ward bei ihr zur Gewißheit. Obwohl sie sich noch lange über den Verlust ihres lebendigen Schmuckes ärgerte, fiel es ihr doch nicht ein, je wieder nach ihnen zu forschen, und somit war die Geschichte für sie abgethan.

Die Familie Nackert hielt der kleinen Taube redlich Wort; sie that alles, um Nachrichten über den Indianerstamm zu erhalten, dem die kleine Taube angehörte; doch konnten sie lange nichts Bestimmtes erfahren. Erst viele Monate später hörten sie durch einen Missionspriester von dem Schicksal desselben. Dieser war öfters in jener Gegend gewesen in Gesellschaft des Priesters, von dem die Indianerin so oft erzählte. Bei dem damaligen Raubzug, bei welchem die Tochter des Häuptlings in die Gefangenschaft geschleppt worden war, hatte man ihre Mutter erschlagen. Die heimkehrenden Krieger fanden nur noch das verwüstete, geplünderte Dorf. Das Weib des Häuptlings lebte noch. Der Missionär konnte sie noch taufen, dann starb sie unter seinen Händen. Der Häuptling richtete sofort, blind vor Wut, trotz allem Abraten

des Missionärs einen Rachezug gegen den feindlichen Stamm, in welchem er zwar siegte und die Feinde vernichtete, aber auch selber an den Wunden eines vergifteten Pfeiles starb. Später verbanden sich die ebenfalls sehr zusammen geschmolzenen Sieger mit andern befreundeten Stämmen, und die letzten Krieger des großen Häuptlings dienten nun unter einem andern Anführer.

So hatte denn die kleine Taube keine Ursache und keine Lust, zu ihrem Volke zurückzukehren, und blieb im Hause der neuen Freunde, wo sie als echte Tochter des Hauses gehalten wurde. Kurze Zeit später wurde sie getauft und erhielt den Namen Margaretha nach ihrer Pflegemutter, die Pathenstelle bei ihr vertrat.

Auch die große Angst und Sorge der Familie, daß Christel nach den Landesgesetzen noch immer der reichen Erbin von Ellenhome zugehörte, wurde bald von ihnen genommen. Zwei Jahre nach der Flucht, im Jahre 1865, wurden diese entsetzlichen Gesetze auch in den Südstaaten aufgehoben, alle Sklaven wurden frei gelassen und das Land in der That eine freie Heimat für alle.

9. Das Geständnis.

Einige Jahre nach diesen Erlebnissen saß Vater Nackert eines Abends allein vor der Thüre. Finkland, der wie ein Kind der Familie gehalten wurde, gesellte sich zu ihm.

„Ich habe euch etwas zu sagen, Vater," begann er, „ein Geständniß zu machen. Ihr seid jetzt wieder ein wohlhabender Mann, und mein Zweck ist damit erfüllt. Doch bevor ich Abschied von Euch nehme — — —"

„Abschied nehmen, ei, wer denkt daran?" unterbrach ihn Nackert. „Du bist mir lieb wie ein eigenes Kind, hast von uns allen das Meiste gearbeitet, dir niemals Ruhe gegönnt, hast mein Kind gerettet, und nun, wo die schlimmste Zeit hinter uns liegt, sprichst du von Abschied nehmen!"

„Alles, was ich gethan, war nur meine Pflicht, doppelte Pflicht, weil ich euer Schuldner war," sagte der Matrose.

„Mein Schuldner? In wiefern denn? Mein Wohlthäter wolltest du sagen." Finkland schüttelte still das Haupt.

„Gebraucht das Wort nicht mehr für mich, ich habe es ganz gewiß nicht verdient. Und wenn ihr erst wißt, wer ich bin, werdet ihr mir recht geben. Ihr habt mir so oft die Geschichte eures Unglücks erzählt; nun hört, was ich Euch zu sagen habe! Euere Heimat war auch die meine. In früher

Jugend verlor ich Vater und Mutter und kam in die Fremde. Ich fiel nicht in die besten Hände, und mein Umgang war nicht dazu angethan, etwas Gutes aus mir zu machen. In kurzen Worten, ich wurde ein Vagabund. Ich durchzog kreuz und quer die Länder, bettelnd, auch zeitweise arbeitend, aber niemals hielt ich es lange an einem Orte aus. So kam ich auch einstmals wieder in meine alte Heimat und lernte dort Euren Bruder kennen. Er war ein lustiger Kamerad, leichtsinnig, gutmütig, immer guter Dinge. Wir wurden Freunde; er war sehr freigebig, und ich nahm sorglos seine Gastfreundschaft in Anspruch. Wir hatten beide eine gemeinsame Leidenschaft, nämlich das Kartenspiel. In jener Zeit war es, wo Ihr von Eurem Bruder um ein bedeutendes Kapital betrogen wurdet. Das Unglück wollte, daß ich Eurem Bruder gerade in der Stunde begegnete, als er auf dem Wege war, jenes Geld zurück zu erstatten. Ich überredete ihn, ein kleines Spielchen mitzumachen. Ich hatte leichte Arbeit, er war sofort einverstanden. In dieser Nacht verspielte er die ganze Summe, und Ihr wurdet zum armen Manne. Erst später erfuhr ich, welche Bewandtnis es mit dem Gelde hatte, und daß es nicht sein Eigentum gewesen war. Ich war leichtsinnig und arbeitsfaul, aber nicht schlecht. Als ich damals von Eurem Unglücke hörte, bedauerte ich es auf's tiefste, und ich gelobte mir, niemals mehr ein Kartenspiel anzurühren. Ich habe dies Gelöbnis auch bis heute gehalten. Ich wurde Matrose und durchschiffte beinahe alle Meere, das ewige Reisen gefiel mir am besten. Als ich Euch damals zuerst auf dem Schiffe sah und Euren Namen hörte, nahm ich mir sogleich vor, soviel als möglich gut zu machen, was ich an Euch verschuldet. Es war sicherlich eine Fügung des Himmels; denn ich fand bald genug Gelegenheit dazu, und ich habe es nicht zu bereuen gehabt. Ihr habt wieder einen ordentlichen, brauchbaren Menschen aus mir gemacht

und mich auf den rechten Weg zurückgeführt. Verzeiht, daß ich Euch erst heute dies alles erzähle und Euch solange in dem Glauben ließ, ich sei ein uneigennütziger Mensch gewesen; aber hättet Ihr es früher gewußt, Ihr hättet vielleicht dem armen Vagabunden die Thüre gewiesen. Und ich hätte dann niemals Gelegenheit gefunden, meine Schuld abzutragen und einigermaßen meinen schlechten Streich gut zu machen."

Erstaunt hatte der alte Nackert dies Geständnis vernommen. Jetzt stand er auf und streckte Finkland seine Rechte hin: „So, jetzt lasse ich dich erst recht nicht fort. Dein Geständnis setzt in meinen Augen deine Handlungsweise, als du in Not und Elend uns beistandest, nicht herab. Im Gegenteil, es läßt mich erkennen, wie aufrichtig und ehrlich du es jetzt meinst. Wir sind alle arme Menschen, voller Fehler, und wollten wir nicht vergeben, wie geschähe es dann uns einstmals vor dem Richterstuhl Gottes? Ich habe längst meinem Bruder verziehen, und nun sollte ich es dir verweigern? O nein, da kennst du mich schlecht! Laß die Vergangenheit begraben und vergessen sein und schau frohgemut mit uns in die Zukunft! Nach all dem Leid und den Prüfungen, die uns der Herr gesandt, hat er uns auch wieder eine sonnige Zeit geschickt, und sein Segen möge uns immer verbleiben!"

Kräftig schlug Finkland in die dargereichte Rechte des alten Nackert und rief fröhlich: „Nun denn, in Gottes Namen, ich bleibe ja gern bei Euch, und Ihr sollt es nie bereuen, mich gleichsam als Euren Sohn angenommen zu haben! Nun erst fühle ich mich ganz glücklich bei Euch."

*   *
*

Nach einigen Jahren vereinigte ein doppeltes Familienfest alle benachbarten Colonisten im Hause Nackert. Joseph führte die „kleine Taube" oder Margarethe, wie sie jetzt ge-

nannt wurde, und Karl Finkland, die fleißige Christine heim. Die Eltern waren gar glücklich an diesem Tage; ihr schönster Wunsch ging in Erfüllung, und geehrt und geliebt von allen verlebten sie in der Mitte ihrer Kinder ein glückliches, sorgloses Dasein. Und Gottes Segen waltete sichtlich über der Familie. Wenn der alte Nackert in späteren Jahren seinen Enkeln von jener schweren Prüfungszeit erzählte, fügte er immer bei: „Verzaget nimmer, wenn euch das Unglück auch noch so sehr verfolgt! Baut immer auf Gott! Denn: „Wo die Not am größten, ist Gott am nächsten."

Die Kolonie aber, die Vater Nackert mit seinen Kindern gegründet hat, heißt heute noch „das Schweizerheim".

Die kleine Wilde.

„OHimmel, dies Kind bringt mich noch unter die Erde! Erwin, du wirst es in eine Besserungsanstalt bringen müssen, kein Mensch hält es aus mit ihm! Die Lehrerinnen laufen fort, die Pensionate schicken es heim, und ich, ich Ärmste soll dies Kind, diese Wilde erziehen! Wäre es nicht wegen der andern Kinder und deinethalben, Erwin, ich wäre auch schon längst auf und davon!“

Und die alte Dame, die diese Worte erregt ausrief, ließ sich in einen Sessel sinken und hielt sich ein Riechfläschchen an die Nase; sie schien einer Ohnmacht nahe.

Der Herr, der am Fenster stand, wandte sich um. Er war noch jung; aber durch seine dunklen Haare zogen sich schon graue Fäden, und in seinem Gesicht hatte der Gram tiefe Furchen gezogen.

Zwischen ihm und der alten Dame stand ein kleines Mädchen, die „Wilde“. Sie hatte das Köpfchen mit den kurzen dunklen Locken tief gesenkt und bohrte mit den Fingern an dem Sessel herum, an dem sie lehnte. „Nora, mein Kind, komm her zu mir!“ sagte der Vater ernst, aber ganz ruhig. Die Kleine hob den Kopf und blickte ihn forschend an. Wenn sie ihre böse Stunde hatte, wie Tante Irene es nannte, dann waren ihre dunkelblauen Augen fast schwarz, das rosige Gesicht bleich und der kirschrote Mund fest geschlossen. So leicht ließ er sich dann nicht öffnen, stumm ertrug sie alle Vorwürfe; aber Tante behauptete, in ihren Augen läge dann

etwas Wildes, und sie könnte dann den Lockenkopf schütteln wie ein wildes Pferd die aufsträubende Mähne.

„Willst du nicht zu mir kommen, Nora?" frug der Vater traurig.

Da eilte die Kleine auf ihn zu und umschlang stürmisch seine Knie.

„Lieber Papa, schicke die Lehrerin wieder fort! Ich will keine," rief sie ungestüm.

„Da hast du es ja," rief Tante Irene; „sie will nicht lernen und nicht folgen, sie will eine Wilde bleiben ihr Leben lang, uns allen zur Qual."

Tieftraurig sah der Vater in das erregte Gesicht seines Töchterchens. Die Kleine sah es, und der kleine Mund zuckte schmerzlich.

„Papa, lieber Papa, dir will ich ja folgen, und mit dir will ich lernen!"

Doch der Vater schüttelte den Kopf. „Mit mir kannst du nicht lernen; ich habe keine Zeit, dir Unterricht zu geben, und mir folgen willst du auch nicht, sonst würdest du mit der Lehrerin lernen, die ich dir gegeben habe."

Schlaff ließ Nora die erhobenen Arme sinken; fest schloß sich wieder der kleine Mund, mit keinem Laut rechtfertigte sie sich bei des Vaters Vorwurf.

„Du wirst mit deiner Güte ebenso wenig ausrichten als ich mit meiner Strenge," rief Tante Irene. „Ihr Trotz und Eigensinn sind unbeugsam, und ihre Wildheit überschreitet alle Grenzen. Daß du auch ein solches Kind haben mußt! Es ist entsetzlich, unbegreiflich; du warst der ruhigste, folgsamste Knabe und deine Frau, Eleonorens Mutter, in ihrer Jugend ein feines, wohlerzogenes Mädchen."

Herr Reichenau seufzte tief auf: „O daß sie noch lebte! Sie hätte sicher verstanden, ihr Kind zu lenken," dachte er.

Ernst, aber nicht streng sagte er jetzt zu seinem Töchterchen: „Nora, ich habe Fräulein Braun aus weiter Ferne kommen lassen, nur allein für dich! Die das Fräulein kennen, sagten mir, sie sei gut und sanft und sehr gebildet. Sie ist eine Waise, sie hat keinen Vater und keine Mutter, und ich will nicht, daß ihr mein Haus verleidet werden soll. Und da ich auch wünsche, daß sie später die Lehrerin deiner kleinen Geschwister werden soll, so will ich alles thun, damit es ihr bei uns gefällt, und wenn du meinem Willen zuwider handelst, — hier wurde des Vaters Stimme strenger, — dann thue ich dich fort, weit fort von hier in eine Anstalt, wo man widerspenstische Kinder besser zu zähmen weiß."

Herrn Reichenaus Stimme zitterte bei den letzten Worten; wie wurde es ihm so schwer, strenge gegen das Kind zu sein, das er doppelt liebte, weil es von niemand geliebt wurde.

Nora hatte schweigend, mit tief gesenktem Köpfchen zugehört, nur bei dem Wort „zähmen" war sie leicht zusammengezuckt. „Zähmen, o wie das Wort sie wurmte, brannte! Es fraß an dem kleinen Herzen wie eine brennende Flamme.

„Du kannst jetzt gehen, Eleonore!" sagte die Tante; „es ist gleich zwei Uhr. Um zwei Uhr fängt dein erster Unterricht an, Fräulein Braun ist schon im Studierzimmer." Die Kleine wandte sich kurz um; nicht ein einziges Wort kam über ihre Lippen, nicht einmal den Kopf hob sie empor.

Ein brennender Schmerz durchzuckte den Vater; er hätte dem Kinde nacheilen, es küssen und herzen mögen, um die strengen Worte wieder gut zu machen. O er wußte, wie das kleine Herz jetzt blutete, wie Nora gestraft war, schlimmer als die härteste Strafe es vermocht hätte! Aber er mußte stark sein; Nora mußte endlich den starren Trotz beugen, er sah es selber ein, und doch, wie schwer fällt es liebenden Eltern, ein Kind zu strafen!

„Es ist gut, Erwin, daß du endlich einsiehst, daß deine Nachsicht und deine Langmut zu nichts führen! Eleonore ist dir ein verlorenes Kind, wenn nicht endlich Strenge, ja Härte sie auf den rechten Weg führen. Denke dir, nicht einmal einen Gruß hat sie für ihre neue Lehrerin gehabt! Wie eben jetzt vor dir, so stand sie da. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn Fräulein Braun ihren Koffer gar nicht auspackte und sofort wieder heimkehrte."

„Fräulein Braun hat kein Heim," sagte Herr Reichenau, „und so traurig dies für das arme Fräulein ist, für mich ist es gut. Sie wird deshalb mehr Geduld mit meinem armen Kinde haben und sich mehr Mühe geben, der Kleinen Liebe zu gewinnen. Sei du gut zu ihr, Tante, damit sie in unserm Familienkreis einigermaßen Ersatz findet, wenn Nora gar zu unbändig sein sollte!"

„O darüber sei ohne Sorge, Erwin!" sagte die alte Dame. „Fräulein Braun gefällt mir übrigens sehr gut. Ihr Auftreten ist sehr taktvoll, und ihre Manieren sind die einer wohlerzogenen Dame. Ich fürchte nur, sie erreicht nichts bei Eleonore; sie scheint mir zu sanft, zu gut."

„Und das gerade gefällt mir, Tante! Nora ist mit guten Worten eher zu lenken als mit Strenge."

„O nein, nein, Erwin, da bist du im Irrtum! Du hast ja gesehen, was ich mit Gutem bei ihr ausgerichtet, und was du selber noch jetzt mit ihr ausrichtest. Nein, Eleonore muß den Kopf beugen lernen, und sollte er brechen darüber."

Herr Reichenau sah auf die Uhr. „Es ist Zeit für mich, Tante!" sagte er hastig, „ich muß gehen. Aber bitte, versprich mir, Fräulein Braun ganz gewähren zu lassen! Ich habe Vertrauen zu ihr, und es ist nicht gut, wenn da ein dritter sich dazwischen mischt. Erst wenn Frl. Braun mir selber sagen sollte: „Ich gebe das Kind auf", erst dann will

ich andere Schritte thun. Willst du mir das versprechen, Tante, liebe gute Tante Irene?"

Bittend streckte Herr Reichenau ihr die Hand entgegen, und ohne Zögern aber sehr erstaunt legte das alte Fräulein ihre schmale weiße Rechte hinein. „Gut, Erwin, ich will es dir versprechen! Ich will mich gar nicht mehr um Eleonore bekümmern; aber ich lehne hiemit auch alle Verantwortung für sie ab, und ich muß gestehen, daß mir dies eine große Erleichterung ist. Nur befürchte ich, daß es leider nur für allzu kurze Zeit sein wird."

„Ich will es doch nicht hoffen," sagte Herr Reichenau, ihr herzlich die Hand drückend. „Ich habe dir soviel zu danken, Tante, und es thut mir leid, daß du in meinem Hause so viel Aerger hast! Läge es in meiner Macht, du solltest nur Freude haben an meinen Kindern."

„Das habe ich ja doch, guter Erwin!" erwiderte die alte Dame gerührt; „Heinrich ist ein gutes Kind, und seine Ferien sind für mich immer zu kurz. Leo und Maria sind allerliebste Kinder und beide nicht zu Nora's Temperament geneigt." „Auch für dies Kind hoffe ich noch das Beste," sagte Herr Reichenau und verabschiedete sich. Es schien ihm peinlich, mit der Tante über Nora zu verhandeln.

Herr Erwin Reichenau war schon als kleiner Knabe verwaist und von Tante Irene, der Schwester seiner Mutter, groß gezogen worden. Er war ein fleißiger, stiller Knabe gewesen und hatte nicht den mindesten Hang zur Wildheit wie sein Töchterchen Eleonore. Die Tante hatte keinerlei Kummer mit ihm gehabt und liebte ihn wie ein eignes Kind. Als dann in späteren Jahren Erwin Reichenau die Güter seines Vaters antrat und sich verheiratete, da war Tante Irene alljährlich zur Sommerzeit ein gern gesehener Gast auf dem Gutshof geworden. Und als vor drei Jahren seine Frau starb und ihm vier Kinder hinterließ, Heinrich, der

damals sieben, Eleonore, die fünf Jahre zählte, und die beiden Zwillinge Leo und Maria, die eben geboren waren, da war Tante Irene sofort herzu geeilt und hatte das Regiment im Gutshofe weiter geführt. Für Herrn Reichenau war dies eine große Wohlthat; denn er war so tieftraurig, daß er lange Zeit gar nichts thun konnte, und Tante Irene war eine tüchtige, gute Wirtschafterin. Nur mit der kleinen Eleonore konnte sie sich gar nicht befreunden; die Kleine hatte einen wilden, unbändigen Sinn, der nach der Mutter Tod gar heftig hervortrat. Und Tante Irene war schon alt; sie hatte seit langen Jahren keine Kinder mehr um sich gehabt, und der Neffe, den sie groß gezogen, war so ganz anders gewesen. Aber gerade die Sorge um dies Kind hatte Herrn Reichenau aus seinem Schmerz gerüttelt, denn die letzten Worte seiner sterbenden Frau waren gewesen: „Habe acht auf Nora!"

Die Mutter hatte wohl den wilden Sinn des Kindes erkannt, und doch hatte Nora der Mutter stets gefolgt, und nie waren ihre Unarten so an den Tag getreten wie jetzt. Sie hatte das Kind zu lenken gewußt, und damals hatte niemand über sie geklagt. Das wußte Herr Reichenau, und deshalb suchte er das Kind mit guten Worten zu leiten, wie es seine Frau gethan; aber er allein brachte es nicht fertig; er konnte das Kind nicht erziehen, ihm fehlte die Zeit und die Macht dazu. Dennoch war der Vater der einzige, auf dessen Wort die kleine Wilde hörte. Schon zwei Lehrerinnen hatte Herr Reichenau für Nora gehabt; aber beide waren schon nach ganz kurzer Zeit abgereist, keine hatte vermocht, etwas bei Nora auszurichten. Da that Herr Reichenau die Kleine mit schwerem Herzen in ein Pensionat; er hoffte, durch den Umgang mit ihresgleichen die unbändigen Regungen zu ersticken und die besseren Eigenschaften des Kindes zu erwecken. Noch waren kaum drei Tage um, als ein Brief von der

Oberin kam, worin diese ihn bat, das Kind zurück zu nehmen. Triftige Gründe veranlaßten sie zu diesem bedauerlichen Schritt. Herr Reichenau kannte diese Gründe, er frug nicht darnach und holte sein Kind zurück. Seit dieser Zeit hatte Herr Reichenau versucht, die Kleine in die Dorfschule zu schicken, aber mit dem gleichen Erfolg. Sie fand sich nur dann in der Schule ein, wenn jemand sie herbrachte, und dann saß sie teilnamslos zwischen den Kindern und beachtete ebenso wenig ihren Unterricht wie ihre Spiele.

Da hatte nun ein Freund ihm eine tüchtige, talentvolle, dabei äußerst gewissenhafte Lehrerin empfohlen. Es war Fräulein Anna Braun. Seit früher Jugend eine Waise war sie im Kloster erzogen worden, und nachdem sie daselbst studiert und ein glänzendes Lehrerinnen-Examen gemacht hatte, war sie seither daselbst als Lehrerin thätig gewesen. Sie war an Kinder gewöhnt, und die Klostervorsteherin rühmte an ihr den ungewöhnlichen Scharfsinn, mit dem sie den Charakter eines jeden Kindes erkannte und zu leiten wußte. Auf dieses Fräulein nun setzte Herr Reichenau seine ganze Hoffnung.

Eleonore oder Nora, wie sie am liebsten genannt wurde, hatte den Vater und Tante Irene verlassen, aber sie war nicht in's Studierzimmer gegangen. Sie war direkt, ohne Zögern, die Treppe hinunter in den Garten gewandert. Sie hatte es weder eilig, noch suchte sie sich zu verbergen, und daß sie den Befehlen der Tante gerade zuwider handelte, berührte sie gar nicht; sie hatte noch nie darnach gefragt. Wenn sie Unrecht that oder auf ihrem Köpfchen bestand, so that sie dies so offen, als sei es ihr gutes Recht. Sie war wild wie ein Knabe, und von ihren waghalsigen Unternehmungen konnte sie nur die Gewalt zurück halten; ein Verbot gab es für sie nicht. Und der Einzige, von dem sie vielleicht ein solches Verbot angenommen hätte, der Vater, er verbot ihr nicht die wilden, knabenhaften Streifereien. Hätte sie sonst gefolgt

und gelernt und wäre im Haus weniger eigenwillig und trotzig gewesen, so hätte Herr Reichenau diese Wildheit seinem Töchterchen am ehesten verziehen.

Nora schritt langsam durch die Blumenanlagen einem Gehölz zu, das sich langgedehnt zum Berg hinauf zog. Der Park des großen Hofgutes mit seinem Wäldchen, Weihern und Teichen hätte einem fürstlichen Schlosse genügen dürfen, so groß und schön war er. Niedere Ziersträucher umgaben ganz vorne eine Gruppe hoher Silberpappeln und versteckten den untern Stamm. Dort hinein kroch Nora, umfaßte den Stamm eines solchen Baumes, und geschickt jedes Aestchen als Anhalt für die kleinen Füße benützend, kletterte sie behende wie ein Eichhörnchen den Stamm empor und saß nach wenigen Minuten hoch oben, beinahe im Wipfel, zwischen dichtem Blätterwerk versteckt. Dort hatte sie sich selber künstlich einen Sitz aus Reisern und Birkenruthen gemacht, indem sie die dichten Aeste und Zweige mit ihnen verschlungen und zusammen gebunden hatte. Hier oben auf dem luftigen Sitz hatte sie schon manche Stunde verbracht, und wenn der Wind wehte, dann schaukelte der luftige Sitz, und die silberschimmernden Blätter zitterten. Man konnte sich dann stundenlang wiegen und schaukeln lassen, und wenn der Wind sich stärker erhob und ihr die Locken wild um's Angesicht peitschte oder den Hut fortjagte, während sich die Baumkronen ächzend neigten, dann hielt sie sich fest an den Stamm und jauchzte hell auf: das war ein Vergnügen, so recht nach ihrem Sinn. Ein einziges mal hatte Tante Irene sie oben gesehen: sie war fast ohnmächtig geworden und schreiend nach Hause gelaufen, um Leute mit Stricken und Leitern zu rufen. Aber als man zurückkehrte, war das Nest leer, und der Gärtner, der hinaufkletterte, berichtete, da oben sei es wunderschön und durchaus nicht gefahrvoll. Die Aeste seien so dicht, der Sitz so fest und der Stamm mit soviel Aesten von unten bis oben besetzt, daß



Leudka, die kleine Wilde.   Lichtdruck von J. Kösel, Kempten.

Wenn der Wind wehte, dann schaukelte der luftige Sitz, und Nora jauchzte hell auf vor Vergnügen.

bei Nora's Gewandtheit gar kein Unglück zu befürchten sei. Als Herr Reichenau davon hörte, überzeugte er sich selbst; wohl machte er Nora den Vorwurf, daß sie die Tante so erschreckt habe, und daß ein solches Klettern gar unpassend sei für ein kleines Mädchen; aber er verbot ihr das sonderbare Vergnügen nicht. Und Nora kletterte nach wie vor auf ihre geliebte „Windspitze", wie sie den luftigen Sitz getauft hatte. Auch jetzt saß sie droben, aber sie freute sich nicht. Sie hielt den Stamm fest umschlungen, lehnte ihr Köpfchen daran und weinte bitterlich.

O daß der Vater auch das Wort „zähmen" ausgesprochen hatte! O dies schreckliche Wort, das sie haßte, und das sie, wenn es ein greifbarer Gegenstand gewesen wäre, mit ihren kleinen Zähnen zermalmt und vernichtet hätte! Es war das Lieblingswort der Tante Irene so lange sie sie kannte; und lange hatte sie es gehört, ohne weiter darüber nachzudenken. Da eines Tages hatte ihr Bruder Heinrich, der gerade in Ferien zu Hause war und mit ihr gar gerne in Felder und Wälder herum streifte, zu ihrem großen Windhund drohend gesagt: „Warte nur, Diana, dich werde ich noch zähmen!"

„Was heißt das, zähmen?" hatte Nora gefragt.

„Zähmen? Ei, das heißt die wilden, ungehorsamen Thiere zahm machen. Die Hunde z. B. zähmt man mit Schlägen, den Pferden legt man Zaum und Zügel an, und wenn sie nicht hören, werden sie oft daran gerissen, bis sie bluten. Den Bären zieht man einen Ring durch die Nase und den Stieren auch."

Nora hörte mit großen erschreckten Augen zu und fragte dann stockend: „Kann man auch Menschen zähmen?"

Heinrich blickte die Schwester zuerst verblüfft an, hier ließ ihn seine Weisheit im Stich. Aber er mußte seine Ehre retten; bisher hatte die Schwester ihn immer als ein Wunder

von Gelehrsamkeit verehrt, und ein rascher Gedanke fiel ihm ein: „Ei freilich, z. B. die Wilden! Ich habe gelesen, daß man sie verkauft, mit der Peitsche schlägt und zähmt, und dann heißen sie Sklaven."

Diese Antwort hatte Nora wie ein Todesurteil gelautet, und ein unversöhnlicher Haß gegen Tante Irene schlich sich in ihr junges Herz. Wie oft schon hatte sie sie eine Wilde genannt, die man mit Härte und Strenge zähmen müsse! Bis jetzt freilich hatte der Vater diese grausige That immer verhindert, aber heute hatte auch er dies schreckliche Wort genannt. Nora fühlte, wie ihr das Herz zum Zerspringen klopfte, und die abenteuerlichsten Pläne durchkreuzten das kleine Hirn, und immer wieder stieg der feste Entschluß in ihr auf, sie wolle sich nicht schlagen und nicht verkaufen lassen, sie wolle keine Sklavin werden. Lieber würde sie fort laufen in die weite Welt und in den Wäldern leben von Beeren und Wurzeln.

Wie haßte sie auch Frl. Braun, fast ebenso wie die Tante, und daran war sie selber schuld, denn auch sie hatte dies schreckliche Wort „zähmen" gebraucht! Und das war so gekommen.

Als gestern Nachmittag Nora von einem Streifzug mit beschmutzten und zerrissenen Kleidern heimkehrte, hatte sie erfahren, daß die neue Lehrerin eben angekommen sei, und sie hörte Tante Irene zu der Wirtschafterin sagen, sie möge das Fräulein in einer halben Stunde in's Empfangzimmer führen. Nora hätte gar zu gerne die neue Hausgenossin gesehen; aber Frl. Braun war bereits auf ihrem Zimmer, und Nora schlüpfte rasch entschlossen in's Empfangszimmer, um dort in einer verborgenen Ecke Frl. Braun abzuwarten. Sie fand kein anderes Versteck als den Raum unter dem Sopha, und ohne sich zu bedenken, kroch sie darunter. Das Sopha war ein altmodiges Möbel mit hohen Füßen; das Versteck bot Platz

genug für das kleine, geschmeidige Mädchen, das regungslos darunter lag. Die langen Fransen, die rund herum bis zur Erde hingen, versteckten sie genugsam, um nicht gesehen zu werden. Es war keine angenehme und keine bequeme Stellung; aber Nora konnte schon etwas aushalten, und mäuschenstill lag sie da und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Bald darauf hörte sie einen leichten Schritt, und Frl. Braun trat herein. Nora sah durch die Fransen hindurch. Frl. Braun war groß und schlank, sie hatte ein liebes Gesicht, blaue Augen und kohlschwarze Haare wie sie. Das Aeußere der gefürchteten Lehrerin gefiel Nora ganz gut; ob sie wohl so gut sei, wie sie aussehe, fragte sie sich. Ihre beiden ersten Lehrerinnen hatten zwar auch nicht böse ausgesehen; aber sie hatte sich durchaus nicht mit ihnen befreunden können, und keine konnte sich rühmen, auch nur ein einziges mal eine folgsame Leistung bei ihr erzielt zu haben.

Tante Irenens Eintritt unterbrach ihre Betrachtungen, „Guten Tag, liebes Fräulein! Willkommen hier, und möge es Ihnen recht gut bei uns gefallen!“ rief sie herzlich. Nora dachte, so herzlich habe sie noch nie zu ihr gesprochen; daß sie ihr freilich dazu keine Gelegenheit gab, daran dachte sie nicht; aber sie war auf Tanten's Herzlichkeit auch gar nicht eifersüchtig, sie konnte die alte Dame nun einmal nicht leiden. „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen,“ sagte jetzt Frl. Braun ebenso und hielt Tante Irenens Hand einen Augenblick fest; „Sie glauben nicht, wie wohl ein solcher Empfang in der Fremde thut.“

„Seien Sie versichert, liebes Fräulein, daß mein Neffe und ich alles thun werden, Ihnen den Aufenthalt hier lieb und wert zu machen! Aber ich befürchte, es wird Ihnen schwer werden; denn die kleine Persönlichkeit, die ja für Sie die Hauptsache sein muß, ist ein ungemein wildes, unbändiges Kind; ich verhehle es Ihnen nicht, mein Fräulein!“

Die junge Lehrerin lächelte. „Herr Reichenau hat mir bereits davon geschrieben und gesprochen. Es scheint allerdings ein schwieriger Charakter zu sein; allein es ist kein Kind so schlimm, es schlummern in ihm auch gute Eigenschaften, und diese im Guten zu wecken und zu pflegen ist die erste Pflicht der Erzieherin. Ich hoffe es zuversichtlich auch von der kleinen Eleonore."

„Wir haben schon alles versucht," sagte die Tante, „und durch Güte gar nichts und durch Strenge wenig erreicht. Ihre beiden Vorgängerinnen waren sehr bald entmutigt; ich sage Ihnen alles, damit Sie nicht allzufrüh enttäuscht werden." Fräulein Braun wollte noch eine Antwort geben; aber sie erinnerte sich der Bitte von Herrn Reichenau, mit Tante Irene darüber keine lange Unterredung zu halten, da die alte Dame zu erbittert sei über sein Töchterchen.

„Ich danke Ihnen sehr, verehrtes Fräulein!" sagte sie daher freundlich; „aber so wild und unbändig die Kleine sein mag, ich habe die gute Hoffnung, sie doch zu „zähmen" und ein gutes Kind aus ihr zu machen, das die Tante noch recht lieb haben soll. Dürfte ich die Kleine jetzt einmal sehen?"

Tante Irene schüttelte den Kopf: „Ich für mein Teil verzweifele daran; dennoch will ich versuchen, mit Ihnen zu hoffen. Ist Eleonore Ihnen noch nicht begegnet?

„Nein."

„Nun, dann kommen Sie! Wir wollen sie aufsuchen; ich glaube, sie ist im Kinderzimmer."

Die beiden Damen entfernten sich, Nora blieb in ihrem Versteck liegen. Ihr Kopf glühte und schmerzte; das Blut war ihr wild zum Herzen gejagt, und ihre Pulse hämmerten. Also auch sie, die neue Lehrerin, hatte gesagt, sie wolle die kleine Wilde „zähmen". Sie sah sich schon im Geist mit Zaum und Gebiß angethan, und Frl. Braun stand neben ihr mit der Peitsche. Nora preßte die Hände vor den Mund,

um nicht laut aufzuschreien vor zornigem Weh. Doch bald hatte sie sich wieder beruhigt. Papa würde das nicht zugeben; Papa war gut und lieb; er würde nicht leiden, daß man sie schlagen würde. Nach einer Weile kroch sie beruhigter aus ihrem Versteck und setzte sich an's Fenster. Dort fand sie nach einer halben Stunde ein Diener, der sie zu Tante Irene und der Lehrerin führte.

Fräulein Braun ging ihr entgegen, neigte sich zu ihr herab und reichte ihr freundlich die Hand. „Guten Tag, liebe Eleonore! Weißt du, wer ich bin?“ Nora hielt den Kopf, tief gesenkt, sie beachtete die dargebotene Hand nicht und hatte kein Wort für die Neuangekommene. Diese ließ sich aber dadurch gar nicht beirren. Sie faßte sie unter's Kinn und hob ihr das Köpfchen empor. Die Blicke der beiden begegneten sich, und Frl. Braun las in den blauen, zornigen Augen des Kindes, die sie so furchtlos anblitzten, einen trotzigen, festen Willen, aber auch eine große Offenheit. Es lag keine Bosheit und kein Falsch in dem offenen Gesichtchen. Sie lächelte das Kind freundlich an. „Wollen wir nicht gute Freunde sein, Eleonore? Ich habe mich so gefreut, dich kennen zu lernen.“ In dem Gesichtchen da vor ihr zuckte es auf; Nora war zu ehrlich um sich zu verstellen, und wäre dies eine Wort nicht gefallen, hätte sie nicht mit ihren eigen Ohren gehört, daß das Fräulein sie „zähmen“ wolle, vielleicht hätte sie jetzt vertrauensvoll ihre Hand in die der neuen Lehrerin gelegt; denn ihr Wort und ihr Ton sprachen zu ihrem Herzen. So wild und ungestüm ja ihr Sinn war, so wild und ungestüm pochte auch das kleine Herz und verlangte sehnsüchtig nach Liebe und Teilnahme. Freilich nicht jeder konnte das ungestüme Kind verstehen.

Als Fräulein Braun auch auf ihre zweite Frage keine Antwort bekam, ließ sie des Kindes widerstrebende Hand los; aber sie sagte dann noch so leise, daß Tante es gar nicht

verstehen konnte: „Papa hat mir erzählt, wie lieb du sein kannst und wie gut. Du mußt lernen, mich auch ein wenig lieb zu haben; denn ich habe dich schon sehr lieb.“

Nora hatte darauf noch einmal rasch zu Frl. Braun empor gesehen, als wolle sie ihr Gesicht nach der Wahrheit dieser Worte prüfen; dann war sie flink aus dem Zimmer geeilt. Sie wollte und konnte es ja nicht glauben; das neue Fräulein log; sie hatte ja zu Tante gesagt, sie wolle sie „zähmen“.

Und nun saß sie hoch oben auf der „Windspitze“ und schluchzte, daß ihr das Herzchen fast brach darüber. Alle, alle hatten sich ja verschworen gegen sie, und niemand hatte sie mehr lieb.

Unterdessen hatte Frl. Braun in dem Studierzimmer vergebens auf Nora gewartet. Nach dem, was sie von der Kleinen wußte, wunderte sie sich gar nicht darüber, und sie ging auf die Suche nach ihr. Im Hause war sie nicht, und sie frug Tante Irene nach Nora's Lieblingsplätzen.

„Ach, liebes Fräulein, wenn ich das wüßte!“ rief diese aus. „Eleonore ist überall da zu Hause, wo sonst kein Mensch hinzugehen und zu klettern wagt, im Keller und auf dem Speicher, in den abgelegensten Winkeln, in der Mühle, auf dem Teich und den höchsten Baumgipfeln. Der Park allein ist ihr nicht groß genug; sie kennt die Wälder der ganzen Umgegend; und wenn sie nicht im Haus ist, so können Sie die Suche ruhig aufgeben; dann finden Sie sie nirgends. Es müßte denn sein, daß sie den Hund bellen hörten, denn Diana ist ihr einziger Spielkamerad.“

„Aber haben Sie denn keine Sorgen um das Kind?“ rief Frl. Braun erstaunt. „Es könnte ihm ja auf seinen Streifzügen doch einmal ein Unfall zustoßen.“

„Ei freilich, das wird auch noch geschehen, ich habe es längst prophezeit; aber Erwin ist in dieser Hinsicht wirklich

sorglos leichtsinnig. Ein einziges mal hat er versucht, sie festzuhalten im Haus und einzusperren; da ist Eleonore — denken Sie sich, wie schrecklich! — zum Fenster hinaus, an den Rebgeländen des Hauses hinab geklettert und ist direkt zu ihrem Vater hinaus auf's Feld gelaufen. Und als er abends mit ihr heimkam, hatte er ihr versprochen, sie nie wieder einzusperren. All mein Reden und Ermahnen half nichts; Erwin sagte, daß Eleonore ihm das Gegenversprechen geleistet habe, sich nie weit vom Hause zu entfernen und sich nie in Gefahr zu begeben, stets Diana bei sich zu behalten und pünktlich zu den Mahlzeiten im Hause zu sein. Denken sie sich Fräulein, welch' ein Versprechen! Als ob das Wort eines Kindes überhaupt einen Wert habe! Als ob ein Kind je eine Gefahr kenne, und nun erst diese kleine Wilde da!"

Fräulein Braun dachte anders. Sie glaubte an das Wort des Kindes, das so seltsam, so ganz anders war als seine Altersgenossinnen, das aber eben so offen und ehrlich als wild und trotzig war.

„Hat denn Eleonore die Essenszeit immer pünktlich eingehalten?" frug sie. „Ja," gab die Tante zu, „sie ist darin sehr pünktlich; aber sie weiß auch, daß damit ihre Freiheit zu Ende wäre. Jedoch dies Herumstreifen muß jetzt unbedingt ein Ende nehmen; sie müssen unerbittlich sein darin, Fräulein, und eine strenge Strafe ersinnen!"

„So will ich jetzt versuchen, sie zu finden," sagte Frl. Braun; „ich denke doch, daß sie im Park zu finden ist."

„Dann suchen Sie in den Baumwipfeln!" rief Tante ihr nach; „gleich vorne in den Anlagen steht eine Silberpappel, in deren Krone hat sie sich einen Sitz gemacht."

Frl. Braun rief der alten Dame ihren Dank zurück und eilte in den Garten.

Nora hatte sich unterdessen ausgeweint, und da sie von ihrem Standpunkt aus deutlich die Anlagen übersehen konnte,

ohne selbst gesehen zu werden, so sah sie auch ihre Lehrerin, die langsam auf die Silberpappel zugeschritten kam. Mit der Behendigkeit eines Eichkätzchens ließ sie sich flink hinabgleiten und verschwand hinter dem Gebüsche, gefolgt von Diana, die geduldig am Fuße des Stammes gelegen und auf die kleine Herrin gewartet hatte.

Als die Lehrerin in die Nähe des Baumes kam, sah sie sofort zwischen dem Gesträuch einen schmalen, oft begangenen Pfad, und ihm folgend gelangte sie an den Stamm der Pappel. Hätte Nora es gesehen, sie hätte sich gewundert, wie Fräulein Braun so gewandt den freilich gefahrlosen Weg zu ihrer Windspitze antrat. Oben fand sie das Nest leer, aber sie lächelte über den Einfall des Kindes. Dieser Einfall aber war gar nicht einzig; sie hatte ein kleines Mädchen gekannt, es war das einzige Töchterchen eines Försters, der hart am Walde wohnte, und dies kleine Mädchen hatte wie Nora keine Mutter mehr, aber einen Vater, der es wie seinen Augapfel liebte. Und mit diesem Vater zog es alle Tage in den Wald; er selber ließ es klettern bis in die höchsten Bergspitzen, er unterrichtete es im Schießen, er lehrte es die Bäume und Gräser, das Wild und die Vögel des Waldes kennen. Und dies kleine Mädchen war sie selber gewesen, daher verstand sie auch die kleine Nora am besten in ihrem wilden Hang.

Sie gleitete an den vielen Aesten des Stammes wieder hinab und durchstreifte den ganzen Park, aber sie fand die Kleine nicht. Nora war auch gar nicht mehr im Park; ganz am Ende desselben hatte sie wieder einen Baum erklommen, der dicht an der Parkmauer stand, hatte sich auf diese hinüber geschwungen und war dann jenseits hinab geklettert. Diana mußte diesen Weg sehr gut kennen; sie lief eine Strecke weiter, wo ein Haufen Schutt bis halb an die Parkmauer aufgehäuft lag, sprang von diesem auf die Mauer und stand dann mit einem mächtigen Satz neben ihrer kleinen

Herrin auf der Landstraße. Diese war mit hohen Pappelbäumen eingefaßt und führte mäßig den Berg hinauf. Links begann bald ein schöner, herrlicher Wald, und rechts dehnten sich weite Fluren aus bis hinauf auf die Hochebene. Dies alles gehörte zu dem Gutshofe, und dies war der Weg, den Herr Reichenau täglich machte, um die Erntearbeiten, die im Gange waren, zu beaufsichtigen. Wie oft schon war Nora auf diesem Wege dem geliebten Vater entgegen geeilt, und er hatte sie bei seiner Heimkehr auf sein Pferd gesetzt und es am Zügel führend sich von seinem Töchterchen etwas vorplaudern lassen, oder — und das war Nora am liebsten — er hob sie zu sich auf's Pferd, und dann ging's im scharfen Trab nach Hause! O dann war Nora so glücklich, und wenn der Wind ihr fast den Atem raubte, dann sah sie jauchzend, glückstrahlend zu dem Vater auf.

Heute aber lag es wie Blei in den jungen Gliedern; sie fühlte das Unrecht, das sie that; doch das empörte Herz ließ es nicht zu, daß sie sich gutwillig von der neuen Lehrerin solle „zähmen" lassen. Nein, lieber wollte sie fortlaufen, fort in die weite, weite Welt. Nora ging nicht lange in den Wald hinein. Sie hatte keine Lust, heute durch den kühlen Schatten zu streifen oder den Schmetterlingen nachzueilen oder Blumen zu pflücken und sich damit zu bekränzen, wie ihr Mütterchen es einst mit ihr gethan. Sie legte sich in's Moos und starrte hinauf in das Laubdach über sich; sie dachte und grübelte, es war ihr alles so wirr im Kopf. Und Diana lag ihr zu Füßen und schlief. So lagen sie wohl zwei Stunden, und die Sonne warf ihre Strahlen schon schräg, als Nora Pferdegetrappel hörte. Sie sprang auf und eilte auf die Straße, dort oben kam eben der Vater angeritten. Sie stellte sich mitten auf die Straße, und Diana sprang mit freudigem Gebell dem Reiter entgegen.

Herr Reichenau sprang, als er vor Nora stand, vom Pferde und suchte erstaunt in dem Gesicht seines Töchterchens zu lesen.

„Nun, Nora, bist du schon zu Ende mit deinen ersten Unterrichtsstunden? Wie war Fräulein Braun mit dir zufrieden?“

Nora senkte das Köpfchen, kein Laut kam über ihre Lippen.

Herr Reichenau sah forschend auf das Kind, während sie eine Weile stumm weiter schritten; dann blieb er stehen. „Nora, sieh mich an! Hast du Unterricht genommen? Hast du deine Lehrerin erzürnt?“

„O Papa, lieber Papa!“ brach jetzt Nora aus, „ich bin fortgelaufen, ich will keinen Unterricht von ihr. Sie will mich „zähmen“, Papa, und ich will nicht „gezähmt“ sein!“ und schluchzend umfaßte sie des Vaters Knie.

Dieser sagte kein Wort, er nahm die Kleine an der Hand und verfolgte mit ihr seinen Weg bis an die Parkmauer. Dort zog er einen Schlüssel aus der Tasche, schloß ein kleines Pförtchen auf und schob Nora hinein. „Geh nach Hause!“ sagte er jetzt sehr streng; „wenn ich heim komme, will ich dich dort finden. Deine Lehrerin soll über deine Strafe bestimmen, sie ganz allein. Geh! Du bist mein liebes Kind nicht mehr.“

Das Pförtchen schloß sich, und Nora hörte noch, wie der Vater sich auf's Pferd schwang und rasch davon ritt. Noch lange lauschte sie Diana's freudigem Gebell zwischen dem raschen Trab des Pferdes. Ihr tanzte alles vor den Augen, sie fühlte sich so unglücklich, so verlassen; es war ihr, als habe man ihr die Heimat entrissen und sie hinausgestoßen in ein fremdes Land. Hätte Herr Reichenau nur gewußt, was Nora unter dem Wort „zähmen“ verstand, er hätte sicherlich anders gehandelt, und hätte Nora gewußt, wie gut es der Vater und Frl. Braun mit ihr meinten, sie hätte auch anders gehandelt. So aber erwachte in Nora mit dem Schmerze

zugleich der unbändige Trotz, und sie dachte gar nicht mehr daran, heimzugehen. Sie wankte der Parkmauer entlang und kam bald an das alte Gärtnerhäuschen, das mit Gartengerätschaften und Gerümpel aller Art angefüllt war. Dort hinein kroch sie, es war ein oft besuchtes Versteck für sie. Ganz hinten in einer Ecke, hinter einem alten, wurmstichigen Schubkarren hatte sie sich ein Nest aus Moos und Heu gemacht, und dort verbarg sie sich auch jetzt. Sie weinte nicht mehr, so schwer ihr das Herz auch war; wenn bei ihr der Trotz erwachte, dann schlummerten alle guten Regungen; dann kam ein Starrsinn über sie, aus dem nichts, keine guten und keine bösen Worte, keine Strafe und keine Schläge sie aufrütteln konnten. Tante Irene behauptete, sie sei dann empfindungslos. So saß sie nun auch in ihrer Ecke und brütete vor sich hin.

Als Herr Reichenau nach Hause kam und sein Töchterchen nicht vorfand, stieg eine zornige Röte in seinem Gesicht auf. Er erzählte Frl. Braun die Unterredung mit der Kleinen; aber er hielt sie ab, Nora im Garten aufzusuchen.

„Es ist bald Essenszeit,“ sagte er, „dann kommt sie sicher.“

Unruhig wanderte er im Zimmer auf und ab. Aber die Essenszeit kam, und Nora kam nicht; es war das erste mal, daß sie des Vaters Gebot übertrat. Herr Reichenau aß wenig, und auch Frl. Braun und Tante Irene wurden unruhig. Und als der Abend sich immer mehr auf Hof und Flur senkte, der Wald dunkler wurde und nur der Mond mit seinen Sternen als einzige Leuchte aufstieg und von Nora noch immer nichts zu hören und zu sehen war, da verwandelte sich sein Zorn in Angst.

„Hätte ich sie doch minder hart behandelt,“ dachte er, „oder hätte ich Frl. Braun die Strafe überlassen, es hätte ihr nicht so weh gethan! Sie liebt mich zu sehr. Was sie wohl mit dem Worte „zähmen“ gemeint haben mag?“ Er

sprach mit der Lehrerin darüber, diese aber erinnerte sich ihrer harmlosen Bemerkung gar nicht mehr; aber beide kamen darin überein, daß Nora dieses Wort mißverstehen würde und ihm irgend einen andern Sinn beilege. Tante Irene war sehr kleinlaut geworden, sie sprach nicht mehr von Härte und Strenge; sie war im Grunde genommen die beste Seele von der Welt, wenn sie auch das wilde Mädchen nicht verstand und zu behandeln wußte. Sie war die erste, die fast weinend den Gedanken aussprach, Nora habe sich vielleicht ein Leid angethan. Herr Reichenau hatte auch schon daran gedacht, aber bis jetzt immer den Gedanken als eine Unmöglichkeit verworfen; jetzt, wo Tante Irene ihn so laut aussprach, packte auch ihn die Furcht.

Im Nu war alles im Hause auf den Beinen. Herr Reichenau untersuchte selbst das Haus bis in's kleinste Eckchen, und als alles vergebens war, ging er mit Frl. Braun in den Garten. In jedes Gebüsch schlüpften sie; auf jedes Geräusch lauschten sie, und Herr Reichenau rief alle Augenblicke Nora's Namen laut und fest in die Nacht hinaus. Auch Nora hörte ihn in ihrem Versteck, sie hörte auch die Angst in der tiefen, zitternden Stimme; ja, die beiden traten sogar in das Gartenhäuschen hinein, Herr Reichenau zündete ein Kerzchen an und leuchtete hinein. „Sie ist nicht darin," sagte er dann voll Zuversicht; „wenn sie mich rufen hörte, würde sie kommen; dies kann sie mir nicht anthun, dazu hat sie mich zu lieb;" und die beiden wanderten weiter, und Nora hörte die Rufe immer schwächer und entfernter. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen, und ihr Gewissen regte sich gewaltig; sie hätte dem Vater nacheilen und ihm zu Füßen fallen mögen; aber Frl. Braun war ja bei ihm, und sie haßte jetzt die junge Lehrerin gerade so wie die alte Tante. Sie war nach ihrer Meinung allein an allem Schuld, und sie sollte nicht die Freude haben, Nora demütig zu sehen, um sie dann besser

„zähmen" zu können. Nein, nein, tausend mal nein, und wieder nahm der Teufel des Trotzes Besitz von dem kleinen, klopfenden Herzen, das so gut und wieder so böse sein konnte.

Als Herr Reichenau mit der Lehrerin unverrichteter Sache heimkam, war es schon spät geworden. Niemand im Hause schlief außer den beiden kleinen Zwillingen; alle sahen einander erschrocken an, und jeder fürchtete auszusprechen, was er dachte.

„Lassen sie Fackeln anzünden!" gebot zuletzt Herr Reichenau dem Verwalter, den er hatte rufen lassen; „wir wollen zum Weiher gehen."

Der alte Mann, der schon vierzig Jahre in Diensten der Familie Reichenau stand, ging kopfschüttelnd hinaus. „Dies schreckliche Kind!" murmelte er vor sich hin; „sollte dies das Ende sein von seinen wilden Streichen, es wäre doch zu arg!"

Eine Viertelstunde später ging Herr Reichenau mit dem alten Verwalter und sechs Knechten an den Weiher. Dieser lag links, seitwärts des Parkes in einer Vertiefung. Es war ein großer, schöner Weiher, stellenweise mit Schilf umgeben, und vorne lagen zwei Kähne angekettet. Im Winter gab es da eine prächtige Eisbahn, und die Kinder des Dorfes durften dann kommen, um sich darauf zu vergnügen. Oben am Abhang, von zwei hohen Eichen beschattet, stand ein Heiligenhäuschen. Es war nach einer Seite hin offen und stellte einen hübschen Altar dar mit der hl. Jungfrau, die das goldlockige Jesuskind auf dem Arm trug. Der Altar war reichlich mit Blumen geschmückt und das Kapellchen sehr zierlich in Stand gehalten. Es hatte Raum für einige Personen und war ein lauschiges, verstecktes Plätzchen.

Als die Männer an den Weiher gingen, folgte ihnen Frl. Braun; Tante Irene wollte sie zurück halten, aber sie hielt es nicht aus im Hause.

In jenem Kapellchen brannten heute Abend zwei Kerzen, und der Schimmer der Lichter leuchtete weit über die Blumenbeete. Frl. Braun trat dort hinein; sie hörte gedämpft die Rufe der Männer drunten am Weiher und hörte das Plätschern des Wassers, wenn sie mit langen, eisernen Hacken umher fischten oder mit dem Ruder den Kahn weiter schifften. Sie bebte am ganzen Körper; sie wollte es nicht hören, und doch lauschte sie wieder angsterfüllt, ob nicht ein Ruf, ein Schrei ihr anzeigte, daß man die Vermißte gefunden.

Unterdessen hatte Nora in ihrem Versteck gesessen, aber nicht mehr so ruhig wie vorher. Als der Vater mit Frl. Braun vorbei war, hatte eine große Unruhe sie erfaßt. Trotz ihres Eigensinnes sagte sie sich immer: „Armer Papa! Er hat so große Angst um mich, er hat mich doch noch lieb!“

Länger als eine Stunde hielt sie es nicht mehr aus in ihrer Ecke. Sie schlüpfte hinaus in den Park und schlich sich den Weg entlang bis zu der Windspitze. Dort kletterte sie hinauf; das Herrenhaus war hell erleuchtet, und auch aus dem Kapellchen schimmerte Licht. Den Weiher konnte sie nicht sehen, er lag zu tief. Neugierig kletterte sie wieder hinab und schlich sich geräuschlos bis zu dem Heiligenhäuschen. Sie hörte eine leise Stimme darin, und als sie auf Händen und Füßen um die Ecke kroch und hinein sah, da erblickte sie Frl. Braun, die vor der Gottesmutter mit dem Jesuskind auf den Knieen lag und halblaut betete.

„Lieber Jesus, heilige Jungfrau,“ hörte sie jetzt in tiefster Angst rufen, „helfet mir! Ihr könnt es nicht wollen, daß ich mein Leben lang das schreckliche Bewußtsein mit mir herum trage, Schuld, wenn auch wider meinen Willen, Schuld an dem Tode dieses Kindes zu sein. Hilf auch du mir, seliger Geist, du Mutter der kleinen Eleonore! Hilf mir Gott bitten, daß er ein solches Unglück gnädig verhüten möge! Du weißt ja, mit welch guten Vor-

sätzen ich herkam, wie ich dein Kind lieben, wie ich Nora hegen und pflegen und zu allem Guten anleiten wollte. Auch du müßtest ja gleich mir ewige Qualen ertragen, wenn dein Kind verloren ginge. Hilf mir, verklärter Geist, hilf uns allen von dieser schrecklichen Angst hinweg! Hilf dem armen Vater, der Nora liebt, wie du sie einst geliebt hast!" Und Frl. Braun ließ den Kopf in die Hände sinken, sie verbarg das Gesicht und weinte.

Nora hatte mit Staunen auf dieses Gebet gelauscht, und eine tiefe Beschämung zog in das kleine Herz. War das denn die nämliche Lehrerin, die sie gestern mit eigenen Ohren hatte aussprechen hören, sie wolle die kleine Wilde „zähmen"? Leise Zweifel begannen sich in ihr zu regen, aber es war doch wahr. Sie selbst hatte die Worte ja gehört, sie hatte so deutlich das Wort gesagt „zähmen". Lautlos, wie sie gekommen, glitt Nora in dem Schatten der Bäume zurück. Sie hatte vom Weiher her Stimmen gehört und die ihres Vaters deutlich erkannt. Was mochten sie da unten wohl suchen? Nora schlich sich bis zum Abhang, und ihre Augen öffneten sich groß und weit. Gespensterhaft huschten da unten ein halb Dutzend Fackeln zwischen dem Schilf und auf dem Weiher und beleuchteten grell und flackernd das unheimliche, grünliche Wasser. Mit langen Hacken und Stangen fischten die Männer hastig darin umher, und wenn sich ein Hacken in das verwachsene Gras verwickelte, dann schwiegen alle; es wurde schauerlich still, bis die Ursache davon zu sehen war und nicht das gefürchtete helle Kleidchen zum Vorschein kam. Nora sah deutlich ihren Vater; das Fackellicht beleuchtete die hohe Gestalt, die ihr den Rücken zukehrte. Er stand allein diesseits des Ufers; seitwärts stand der alte Verwalter, und die Knechte waren alle auf dem Wasser in den zwei Kähnen. Nora hatte schon einmal eine solche nächtliche Suche gesehen. Es war vor zwei Jahren, als Müllers kleine Resi in den

Weiher gefallen und ertrunken war. Damals hatte auch der Vater so am Weiher gestanden; aber neben ihm hatte eine Frau auf den Knien gelegen, die sich händeringend wie wahnsinnig geberdete. Es war Resi's Mutter gewesen; den Hut der Kleinen hatte man neben dem Weiher gefunden und bald darauf auch die Kleine selber.

Nora ahnte daher sofort die Ursache dieses nächtlichen Suchens; wie Blei schlich es ihr plötzlich bei dieser Erkenntnis in die Glieder, und einige Minuten vermochte sie kein Glied zu rühren. Dann aber schüttelte sie wild den kleinen Lockenkopf und stürzte in jähen Sprüngen den Abhang hinab. Der weiche Rasen dämpfte das Geräusch des eiligen Laufes; Herr Reichenau hörte nichts, er sah nur in verzweifelter Angst seinen Leuten zu und war bleich wie ein Toter. Da umfaßte plötzlich und stürmisch ein eiskaltes Händchen seine Hand, und als er erschrocken umsah, stand Nora neben ihm wie aus der Erde gewachsen. Herr Reichenau stieß einen lauten Schrei aus, und die erschreckt auffahrenden Knechte sahen noch, wie er Nora empor riß und heftig umschlang. Dieser plötzliche Uebergang von tötlicher Angst zu jubelnder Freude war fast zu viel für Herrn Reichenau; er tastete nach einem Baum, um sich daran zu stützen. Die Knechte hielten natürlich sofort in ihrer Suche inne und ruderten dem Ufer zu. Der alte Verwalter aber trat zu seinem Herrn und sagte vorwurfsvoll: „Herr Reichenau, dieser Streich der Kleinen gehört ernsthaft gerügt! Ihr gebührt eine derbe Züchtigung, denn diese Einfälle gehen zu weit."

„Sagen Sie den Leuten," antwortete Herr Reichenau ausweichend, „sie möchten in's Haus gehen; ich werde sorgen, daß sie entschädigt werden für ihre Angst und Mühe, und Ihnen werde ich noch besonders danken."

Und eilig trug er seine kostbare Last den Abhang hinauf; er wollte in Gegenwart anderer Nora keine Vorwürfe

machen; er kannte ihren Sinn und war auch zu glücklich, sie unversehrt in seinen Armen zu halten. Der Verwalter murmelte noch einige Worte, die für Nora kein Lob enthielten, und die diese recht gut verstand. Sie drückte das Köpfchen fester an des Vaters Schulter und sagte kein Wort.

Frl. Braun hatte inzwischen unbeweglich auf ihrer Stelle verharrt. Auch sie hatte den wilden Schrei gehört und Herrn Reichenau's Stimme erkannt; aber sie deutete ihn anders und glaubte, man habe jetzt Nora's Leiche gefunden. Sie ließ den Kopf vor sich auf die Lehne sinken, sie war keines Wortes und keines Gedankens mehr fähig. So kniete sie noch, als Herr Reichenau mit Nora an dem Heiligenhäuschen vorbei kam. Er trat leise hinein und stellte Nora auf den Boden neben sie: „Fräulein Braun, hier übergebe ich Ihnen Nora! Ihnen allein soll ihre Strafe überlassen sein."

Fräulein Braun sprang empor; da stand Nora vor ihr, lebend und gesund. Einen Augenblick war auch sie sprachlos, dann faßte sie sich gewaltsam; aber sie mußte sich bezwingen, um nicht in der Freude ihres Herzens, wie der Vater es gethan, die Kleine an sich zu ziehen und zu liebkosen. Aber sie sagte sich auch sogleich wieder, daß Nora dies nicht verdient, sondern eine Strafe zu erleiden habe, und sie war sich dieser Strafe auch bewußt. Sie machte Nora keinen Vorwurf; sie nahm sie nur bei der Hand, und alle drei wanderten nun dem Hause zu.

In einer Ecke des Wohnzimmers zusammen gekauert fanden sie Tante Irene, sie sah ganz verweint aus. Als Frl. Braun mit der Kleinen eintrat, während Herr Reichenau zu den Knechten ging, schrie sie laut auf. Doch bewillkommte sie Nora nicht, aber sie schalt sie auch nicht; sie drückte nur der Lehrerin die Hand und wünschte gute Nacht. Nora stand da wie aus den Wolken gefallen; sie hatte erwartet, daß man sie schelten, schlagen, einsperren würde, daß man jetzt anfangen

würde, sie zu „zähmen“, und sie hatte sich vorgenommen, sich zu wehren, soviel es ihr nur möglich war. Aber niemand that dergleichen, und doch, alle mieden sie und gingen schweigend von ihr fort; selbst der Vater hatte keinen Gruß mehr für sie gehabt. Wortlos ließ sie sich von Frl. Braun in ihr Schlafzimmer führen; selbst die Wärterin ihrer kleinen Geschwister, die auch sie immer zu Bett brachte, war ihr scheu ausgewichen. Frl. Braun begann nun eigenhändig ihr Nachtlager zurecht zu legen und sie zu entkleiden. Willig ließ Nora alles mit sich geschehen, nur zuweilen ließ sie fragend und erstaunt den Blick auf ihrer Lehrerin haften. Als Frl. Braun sie in ihr Bettchen hob, frug sie: „Kannst du beten, Eleonore?“

„Ja,“ sagte das Kind; „aber ich heiße Nora, Mama sagte auch immer Nora zu mir.“

„Gut, so will ich dich auch Nora nennen; aber so bete auch jetzt!“

Und Nora betete ohne Zögern all die kleinen Gebetlein, welche sie noch die verstorbene Mutter gelehrt hatte. Als sie fertig war, sagte Frl. Braun: „So, jetzt betest du noch mit mir! Paß gut auf und sage mir Wort für Wort nach! Also: Lieb’ Mütterchen, du bist zwar gestorben!“ —

Nora blickte die Lehrerin groß an. „Nun, Nora, so bete auch!“ ermahnte diese, und stockend sagte Nora die Worte nach: „Lieb Mütterchen, du bist zwar gestorben!“

„Aber dein Geist sieht stündlich auf mich herab,“ fuhr Frl. Braun fort, und zögernd und leise betete Nora jetzt Alles nach.

„Du siehst alles, was ich thue; du freust dich, wenn ich gut und brav bin, und du leidest, wenn ich böse und trotzig bin. Ich habe dich so lieb, mein Mütterlein! Ich möchte dir auch im Himmel nur Freude bereiten, deshalb hilf du mir und beschütze mich! Leite mich auf den richtigen

Weg! Lehre mich das Gute lieben und das Böse verabscheuen. Bitte du den lieben Gott, daß er mir verzeihen möge, was ich unrecht gethan! Ich will jetzt ein gutes Kind werden und den guten Papa nicht mehr betrüben. Amen."

Frl. Braun wußte, wie sehr Nora das tote Mütterlein noch immer liebte, und wie sehr sie an dem guten Vater hing, deshalb hatte sie zuerst die Beiden in ihr Gebet geschlossen; sie wußte, wenn Nora sich ändern würde, so mußte sie zu allererst auf den Einfluß der treuen Eltern rechnen.

„Nora," sagte sie jetzt, „du hast gehört, was Papa sagte; ich allein habe über deine Strafe zu verfügen. Eine Strafe aber hast du verdient, und du wirst sie gehorsam annehmen. Du hast heute deinem armen Papa und uns allen soviel Leid und Schmerz angethan; du mußt dies wieder gut machen, indem du deine Strafe ohne Murren annimmst. Nicht wahr, das wirst du thun?"

Nora durchzuckte es; im Nu stand sie kerzengerade in ihrem Bettchen. Jetzt — jetzt würde Frl. Braun wohl die Peitsche nehmen; ihr ganzer Stolz und Trotz bäumte sich auf. „Ich will nicht geschlagen sein, Sie dürfen mich nicht schlagen," rief sie, und ihr Gesicht glühte.

„Wer spricht denn von schlagen?" frug Frl. Braun „ich will dich ja nicht schlagen." „Aber Sie haben gesagt, Sie wollten mich zähmen," rief Nora noch immer erregter, „und ich will nicht gezähmt sein. Ich will nicht; lieber laufe ich fort und verstecke mich, wo sie mich gar nicht mehr finden." Und sie stampfte mit den Füßen, und die blauen Augen blitzten so furchtlos, obwohl Thränen darin standen.

„Kannst du mir denn sagen, was „zähmen" heißt?" frug jetzt Frl. Braun sehr ruhig.

„Ja, ja, ich weiß es," rief die Kleine fast weinend; „man zähmt die Hunde mit Schlägen, die Pferde mit Zaum

und Zügel und die wilden Menschen mit der Peitsche, und dann heißen sie Sklaven."

Frl. Braun lächelte. „Wer hat dir denn das gesagt?"

„Heinrich hat es mir gesagt; er weiß es, er hat es gelernt in der Schule." „Dann hat Heinrich sich dennoch geirrt. Komm, setze dich und sieh mich nicht so bös an! Ich will dir erklären, was zähmen heißt."

Aber Nora wollte sich nicht setzen, und stehenden Fußes hörte sie die Erklärung der Lehrerin an: „Böse, unfolgsame Hunde zähmt man mit Schlägen, das ist wahr, und auch junge, unbändige Pferde zähmt, man mit Zaum und Zügel; aber Menschen, auch wilde, zähmt man nie mit der Peitsche. Wohl gibt es Menschen, aber nicht in Europa, sondern in andern Weltteilen, welche die armen Wilden fangen und sie verkaufen, und dann heißen sie Sklaven. Und diese armen Sklaven werden oft mit der Peitsche geschlagen und mißhandelt. Aber dazu hat niemand ein Recht, und wer es thut, der handelt gegen den Willen Gottes und gegen die menschlichen Gesetze und solche Menschen verdienen selber die Peitsche. Und sie werden auch alle einstens ihre Strafe dafür erhalten, entweder schon auf dieser Welt oder, wenn sie gestorben sind, in der Hölle. — Ich will dich auch zähmen, Nora, denn du bist ein kleines, wildes Mädchen, das ebenso gut wie bös sein kann; aber ich will dich nicht zähmen mit der Peitsche. Ich will dich zähmen, indem ich dich das Gute lieben lehre; ich will dir helfen, deinem guten Papa viele Freude zu machen, und ich will dir zeigen, wie man es macht, um Gott und den Menschen zu gefallen."

Nora hatte erstaunt zugehört, aber ihr Mißtrauen war noch nicht ganz beseitigt. „Sie werden mich aber einsperren, wie sie es im Kloster gethan haben?"

„Nein, wenn deine freie Zeit da ist, sollst du herum springen, soviel du willst; ich will dich nicht schlagen und nicht

einsperren; aber versprich mir nun auch, daß du deine Strafe ruhig ertragen wirst, dann will ich dir auch sagen, worin sie besteht!"

Nora setzte sich kleinlaut nieder und zerbrach sich vergebens das Köpfchen, in was diese Strafe wohl bestehen möge. Sie wird mir abzuschreiben geben, viele lange Seiten, wie die erste Lehrerin es gethan, oder mir am Tisch kein Obst geben, wie die andere oder ....

„Nun, Nora, willst du nicht Ja sagen? Willst du denn deinem Papa gar keine Freude machen?"

„Ja ich will," sagte jetzt Nora rasch entschlossen; aber die blauen Augen blickten gar ängstlich erwartend die Lehrerin an.

„Gut, Nora, so wirst du morgen und von morgen an jeden Tag eine Stunde früher aufstehen, als du es gewöhnt bist. Du wirst dann mit mir hinunter in's Dorf gehen; dort wollen wir die Frühmesse besuchen und jeden Morgen zum lieben Gott beten, daß er dir hilft, ein gutes Kind zu werden. Wenn wir zurückkommen, werden wir sogleich den Unterricht anfangen und einige Stunden recht fleißig sein. Willst du dies thun, willst du mir folgen und hübsch aufstehen, wenn ich dich rufe?"

„O ja," rief das Kind aufatmend; das war ja keine Strafe, dachte sie, es ist ja so schön frühmorgens im Freien.

„Nun dann gute Nacht, Nora!" und Frl. Braun deckte die Kleine in ihrem Bettchen zu.

Aber Nora hob sich rasch wieder empor: „Fräulein," frug sie, „was sind das, ewige Qualen?"

„Ewige Qualen sind Schmerzen, die nie aufhören."

„Wird Mama denn ewige Qualen haben, wenn ich ein böses Kind würde?"

Frl. Braun lächelte; sie gedachte ihres Gebetes in der Kapelle und wußte nun, daß Nora sie belauscht hatte.

„Ja," sagte sie, „deine Mama könnte nicht glücklich sein, wenn du ein verlorenes Kind wärest; sie hat dich dafür zu lieb."

Nora sagte nichts mehr, sie ließ sich von Frl. Braun niederlegen und zudecken. Diese löschte das Licht aus und ging hinaus. Im Zimmer wurde es ganz still, nur Nora's Atemzüge gingen unruhig; sie dachte an alles, was ihr die neue Lehrerin gesagt hatte, und konnte lange nicht schlafen.

Als am andern Morgen Frl. Braun leise in's Zimmer trat, um Nora zu wecken, saß diese bereits angekleidet am Fenster und wartete auf sie; seit Sonnenaufgang war sie wach. Frl. Braun unterdrückte ihre Ueberraschung; sie schlug ein warmes Tuch um sie, denn die Luft draußen war frisch, und an ihrer Hand wanderte Nora in den schönen Frühmorgen hinein.

Schweigend gingen sie dem Dorf zu, wo die Glocken zur Frühmesse läuteten. Nur einmal sagte Frl. Braun: „Hörst du, wie die Vöglein zwitschern und die Lerchen jubilieren? Das ist ihr Morgengebet, so danken sie dem lieben Gott für seine schöne Welt."

Drunten im Dorf hatte sich das Gerücht verbreitet, die kleine Nora vom Gutshof sei in den Weiher gefallen; einige sagten, sie sei tot; die andern sagten, sie lebe noch, aber sie liege sehr krank darnieder. Als die Kleine nun blühend und gesund in dem Kirchlein erschien, staunten die Leute sie sehr verwundert mit dem neuen Fräulein an. Nora war dies sehr unangenehm; aber sie hielt tapfer aus und betete recht fromm zum lieben Gott und bat ihr Mütterchen, ihr zu helfen, dem Papa viele Freude zu machen. Wohlgemut trat sie dann mit dem Fräulein den Rückweg an; so leicht und froh hatte sie sich seit langem nicht mehr gefühlt. Und wäre nicht die drückende Erinnerung ihrer unrechten That von gestern Abend gewesen, so hätte sie sehr glücklich sein können.

„Wir wollen einen Umweg machen um den Park herum,“ sagte das Fräulein; „es ist so schön heute Morgen, und wir kommen doch noch früh genug heim.“

Nora war es sehr recht, und sie stiegen einen Wiesenpfad den Berg hinauf. Tausende von Thautropfen hingen an Gräsern und Blumen und glitzerten in der Sonne. Als sie eine Weile gegangen waren, blieb Frl. Braun stehen und blickte sich um. Drunten zwischen Obstbäumen versteckt lag das Dörfchen mit seinem Kirchlein; eine weite, fruchtbare Flur umgab es, und grüne, saftige Wälder umsäumten die jenseitigen Hügel.

„Wie schön ist es hier!“ rief sie; welch' herrliche Heimat! Als ich vorgestern hier ankam, da freute ich mich, hier wohnen zu dürfen, und wer weiß wie lange, dann muß ich wieder fort von hier.“

„Warum müssen Sie denn wieder fort?“ frug Nora zu ihr aufblickend.

„Ich bin gekommen, um eine kleine Schülerin zu unterrichten; aber ich weiß nicht, ob diese kleine Schülerin auch lernen will. Und wenn sie nicht will, was soll ich dann hier thun?“

Nora senkte das Köpfchen, sie hatte auf der Zunge, zu sagen: „Ich will ja lernen“; aber sie sagte es doch nicht.

„Ich habe den Wald so gern und die Flur und den Hain,“ fuhr Frl. Braun fort, „weil ich selber darin aufgezogen worden bin wie das kleine Mädchen, das meine Schülerin werden soll. Als ich so klein war wie es, da wohnte mein Vater hoch im Gebirge in einem einsamen Försterhaus allein mit einer alten Magd und einem Knecht. Mütterchen war lange tot, ich hatte sie kaum gekannt; aber der Vater liebte mich so sehr. Und ich begleitete ihn auf seinen Streifereien durch Haideland und Wälder, ich trug

ihm das Gewehr und die Jagdbeute. Die Schule lag weit ab; das nächste Dorf war fast zwei Stunden entfernt, und der Vater selber lehrte mich lesen und schreiben, bis ich alt genug war, den weiten Weg allein zu machen. Er lehrte mich aber auch schießen und das Ziel sicher treffen; er lehrte mich Schlingen legen für die Füchse, welche die jungen Häschen raubten. Ich konnte klettern wie ein Eichhörnchen, ich kannte fast jedes Nest in der Umgegend und behütete und beschützte die junge Brut. Ich kannte die Stimme eines jeden Waldtieres, ich konnte den ganzen Waldbestand nennen, ich kannte jeden Baum, jedes Gräschen mit Namen. Ich lebte in einer Märchenwelt, sorglos, ungebunden, in meiner Freiheit überglücklich. Ich war zwölf Jahre alt, da streifte ich eines Tages durch den Wald mit meinem Vater. Er kam auf die Spur von Wilddieben; mich heimschicken konnte er nicht mehr, wir waren zu weit. Am Fuße einer Felsgruppe fand er die ersten Blutspuren eines angeschossenen Wildes. Er verbarg mich in einer Felsspalte und verfolgte die Spur. Nicht lange darauf hörte ich einen Schuß, dann wieder einen und noch einen. Länger hielt ich es nicht mehr aus, ich eilte dem Vater nach und fand ihn blutend im Grase liegen. Ich warf mich bei ihm nieder und schrie um Hilfe; aber niemand antwortete mir, und im Walde war's so totenstill. Ich holte Wasser in seiner Mütze aus einer nahen Quelle und wusch ihm das Blut aus dem Gesicht. Er schlug die Augen auf und ergriff meine Hand. „Armes Kind!“ sagte er leise, und das waren seine letzten Worte. Ich zog meine Schürze aus, füllte sie mit weichem Moos und legte sie unter seinen Kopf. Ich rief ihn mit allen Schmeichelnamen, ich weinte, ich schrie; aber die treuen Augen blieben fest geschlossen, er sagte nichts mehr, er war tot. Plötzlich hörte ich Hundegebell, und nach einigen Augenblicken stand Sultan, des Vaters Hund, neben mir. Er schleppte noch ein Stück des Seiles nach, an dem

er zu Hause festgebunden war und sich losgerissen hatte. Ich befahl ihm, bei dem Vater zu wachen, und er verstand mich. Er legte sich dicht neben den Vater, leckte ihm die Hände, winselte und zeigte die Zähne. Ich aber flog heim im Sturme, über Gräben und Hecken. Ich schrie die Unglücksbotschaft in's Haus und rannte zurück. Eine Stunde später folgten mir einige Holzknechte. Man trug den Vater nach Hause; aber er war tot, erschossen von den Wilddieben, und die Mörder hat man nie gefunden. Ich war wie wahnsinnig von dem Schmerze, aber niemand verstand mich; ich hatte ja keine Geschwister. Der Graf, in dessen Dienste mein Vater stand, brachte mich weit fort in ein Kloster. Es war ein Pensionat, wo ich lernen, wo ich Lehrerin werden sollte. Die Klosterfrauen waren gut, und meine Mitschülerinnen nahmen mich in ihre Mitte, um mich zu trösten und mit mir zu spielen. Aber ich fürchtete mich; ich hatte nie so viele Menschen zusammen gesehen, und das Kloster lag mitten in einer sehr großen Stadt, von hohen, düsteren Mauern umgeben; die Fenster waren vergittert, und mir blieb von all meiner kindlichen Märchenwelt nichts als zuweilen ein Stück blauen Himmels. Wie oft rüttelte ich weinend an dem Fenstergitter oder kletterte auf den einzigen Baum, der dicht an der Hofmauer stand! Aber jenseits der Mauer war eine enge, düstere Straße mit Häusern, die so hoch und so düster waren wie das Kloster auch; ich sah keine Flur, keinen Wald. Und als ich zu sehr weinte und heim wollte, da sagten mir die Schwestern, daß ich kein Heim mehr habe; mein Vater läge ja still und tot auf dem kleinen Kirchhof, zwei Stunden von dem Försterhaus entfernt; in diesem aber wohnten jetzt fremde Leute, die mich nicht aufnehmen könnten. Ich aber solle lernen und fleißig sein; dann könnte ich später Lehrerin werden im Heimatsdörfchen und hinreisen, wohin ich wollte. Ich solle lernen und fleißig sein, um dem guten Vater, der vom Himmel

herab auf mich nieder sehe, Freude zu machen und auch dem Herrn Grafen, der es so gut mit mir gemeint.

Und ich lernte und war fleißig, so schwer es mir auch fiel; ich weinte nur mehr nachts, wenn ich zu Bett lag und die andern schliefen. Aber das sind ja jetzt viele, viele Jahre her, ich war Lehrerin geworden und war doch noch im Kloster. Da bekam ich eines Tages einen Brief von einem fremden Herrn, und der bat mich, ich möge zu ihm in sein Haus ziehen, um Lehrerin zu werden bei seinem Töchterchen. Es sei ein kleines, ungestümes Mädchen, gut, aber gar wild; es liebe zu sehr den Wald und seine Freiheit, es klettere auf die Bäume und streife furchtlos durch Dick und Dünn. Es habe aber keine Mutter mehr, die es warne und lehre, und er selber könne es nicht. Und der fremde Herr hieß Erwin Reichenau, und sein Töchterchen hieß Eleonore. Und ich sagte freudig ja; denn ich liebte schon diese kleine Nora, weil sie mir ein kleines Mädchen zu sein dünkte, wie ich es einst war. Ich wußte, wie sehr ich die Mutter vermißt hatte und eine einzige Gespielin, und ich wollte der kleinen Nora ihre Mutter ersetzen und ihre Gespielin. Ich freute mich, mit ihr durch den Wald streifen zu können und durch Flur und Hain. Und als ich herkam, da war alles so schön, noch viel schöner, als ich es mir gedacht, und ich war so glücklich, o so glücklich! Und der Vater und die Tante war so gut und freundlich mit mir, aber die kleine Nora wollte ihre Lehrerin nicht. Sie wünschte, ich möchte zurückkehren in das düstere Haus zu den stillen Schwestern. Sie verbarg sich vor mir und hatte keinen Gruß für mich. Und jetzt weiß ich, daß ich bald wieder fort muß von hier; denn die kleine Nora liebt mich nicht, sie will nicht mit mir lernen, und für sie allein bin ich doch gekommen."

Frl. Braun schwieg stille; sie blickte in die Baumkronen über sich, die sich wie ein Laubdach über ihnen wölbten, und so konnte sie nicht sehen, wie der kleine, kirschrote Mund zuckte,

wie sich zwei große Thränen in die blauen Augen des Kindes stahlen, und sie schien gar nicht zu fühlen, wie die kleine Hand in der ihren zitterte und sie fester und fester umschlang, als wolle sie sie nimmer lassen.

„Ich habe Sie aber doch lieb.“ Frl. Braun hörte es wie das flüsternde Stimmchen einer Waldelfe. Ein leises Rauschen ging durch die Baumkronen, das alte Laub knisterte und raschelte unter ihren Tritten; die Vöglein zwitscherten und sangen, als wollten sie das leise, schluchzende Stimmchen da unten übertönen; aber Frl. Braun hatte ein gar feines Gehör.

Sie sei ein Sonntagskind, hatte ja oft der Vater zu ihr gesagt, und diese hören das Gras wachsen und die Ameisen lachen. Und so hatte sie auch das kleine, schluchzende Stimmchen gar deutlich gehört. Sie blickte auf Nora nieder; sie sah die zwei Thränen noch, die jetzt eilig die blühenden Bäckchen hinabrollten, als wollten sie nicht gesehen werden, und sie frug, sich zu ihr niederbeugend: „Soll ich denn bei dir bleiben, Nora?“

Da blickte die Kleine auf, und mit ausgebreiteten Ärmchen umschlang sie den Hals der Lehrerin. „Ja, ja, bleiben Sie bei mir, immer, immer! Ich will sie so lieb haben, so lieb — — wie mein Mütterchen.“

Und Frl. Braun hob das stürmische Kind zu sich empor und küßte es auf die Stirne. Sie wußte es wohl, jetzt hatte sie das kleine, trotzige Herz erobert, und das Menschenherz ist soviel als der ganze übrige Mensch. Und nun war die kleine Zunge gelöst, und der kleine verschlossene Mund konnte der Lehrerin gar viel erzählen auf dem Heimweg. Und Nora erzählte auf ihre Frage auch von den Tagen im Kloster, wie Papa sie dahin gebracht habe, wie sie dort nach seiner Abreise geschrien und getobt habe und gar nicht auf die Schwestern habe hören wollen. Und als man sie dann eingesperrt habe,

sei sie zum Fenster hinaus geklettert, und als nach einer Stunde die Schwestern ihre Flucht bemerkt hätten, habe man sie im ganzen Kloster vergeblich gesucht. Erst am späten Abend habe man sie entdeckt; sie habe sich oben in den Glockenturm geflüchtet, wo sie über die Stadt sehen konnte in den grünen Wald. Sie habe gar nicht darauf geachtet, als man sie rief, und mit großen Leitern habe man sie herab geholt. Von da ab sei eine Schwester stets bei ihr geblieben, bis ihr Papa wieder gekommen sei und sie zurück geholt habe. Gegessen habe sie gar nichts und den Schwestern nie ein Wort geantwortet. Und so manches erzählte sie noch Frl. Braun ganz offen und vertrauend wie einer Gespielin, und diese bekam dabei den besten Einblick in diese junge Kinderseele. Aber sie verstand nun auch, wie schwer, ja unmöglich es wäre, dies Kind zu lenken, für den, der nicht zuerst dies kleine, trotzige Herz in Liebe erobert habe. Ihr aber bangte nicht mehr; sie wußte nun, daß dies kleine Menschenkind da neben ihr in ihren Händen war wie weiches Wachs, das sie formen konnte nach Wohlgefallen. Und sie hatte das seltsame Kind mit dem treuen Gemüt und dem trotzigen Sinn in's Herz geschlossen und gelobte sich, ein gutes Kind aus ihm zu machen.

Als die Beiden zu Hause ankamen, wurden sie bereits zum Frühstück erwartet. Nora war wieder sehr kleinlaut geworden, und ihr klägliches Gesichtchen, das so niedergeschlagen dreinschaute, bekundete, wie sehr sie unter dem Gedanken litt, der gute Papa könne ihr böse sein. Verstellen konnte sie sich nicht, dazu war ihr Charakter zu ehrlich; aber niemand schien ihre Reue, noch ihr Leid zu bemerken, man beachtete sie gar nicht. Nora saß neben ihrer Lehrerin; auf ihren Gruß war ihr eine ganz kurze Antwort geworden, und hätte sie jetzt den Vater oder Tante Irene um etwas angesprochen, die Antwort wäre ebenso ausgefallen oder vielleicht gar überhört worden. Tante Irene und ihr Vater hatten sich

eben das Wort gegeben, Nora's Gegenwart ganz zu übersehen, solange sie sich Frl. Brauns Anordnungen nicht fügen wolle. Und so saß sie still und unbeachtet auf ihrem Stuhl, und hätte ihre Lehrerin sich ihrer nicht angenommen und ihre Tasse gefüllt und ihr ein Brödchen auf den Teller gelegt, es würde niemand darauf geachtet haben, ob sie etwas zu essen bekam oder nicht. Wohl hatten Herr Reichenau und Tante Irene mit Staunen bemerkt, daß Nora so willig den Platz neben Papa aufgegeben hatte und ihrer Lehrerin zur Seite saß und auch willig das ihr Vorgelegte aß; aber sie sagten nichts, und nur ein bedeutungsvoller, lächelnder Blick des Fräuleins sagte ihnen, daß ein glücklicher Anfang gemacht sei. Man unterhielt sich sehr munter, und mit keinem Wort wurden die schrecklichen Stunden von gestern Abend erwähnt. Erst nach dem Essen beugte sich Frl. Braun zu Nora und sagte ihr leise einige Worte, und gehorsam eilte diese zum Vater. „Lieber Papa," sagte sie fest, „verzeihe mir! Ich will dich nie wieder so ängstigen und erzürnen; ich will jetzt fleißig lernen, um dir Freude zu machen."

Und der Papa umfing die kleine Sünderin und hob sie zu sich auf's Knie, und da flüsterte sie, ihm allein nur verständlich, das kleine Geheimnis in's Ohr. „Ich hab aber meine Lehrerin jetzt sehr, sehr lieb."

Und Herr Reichenau blickte so froh und dankbar die neue Lehrerin an, als habe sie ihm das kostbarste Geschenk gemacht. Und die kleine Nora umhalste und küßte den guten Papa, als wollte sie ihn schier erdrücken.

Dann aber ging Nora auch zur Tante. Zwar klang der Ton nicht so froh und zuversichtlich wie bei Papa, sondern recht beklommen, und man sah ihr an, daß dieser Schritt ihr Mühe kostete. Aber sie hielt sich tapfer, und von Frl. Braun ein aufmunterndes Nicken erhaschend sagte sie: „Liebe Tante, vergib mir! Ich will jetzt ein gutes Kind werden."

Und Tante Irene schien gar nicht zu merken, wie schwer dies der kleinen Nichte wurde; sie küßte sie ebenfalls und sagte herzlich: „Wenn das wahr wäre, Nora, ich wollte dich ja so lieb haben wie deine Mama dich hatte! Folge nur immer deiner Lehrerin und thue nie etwas, ohne sie vorher zu fragen, dann wird noch alles gut werden!"

Und Nora hielt Wort. — Zwar gab es noch manch' heftigen Kampf; denn der harte, trotzige Sinn des kleinen Mädchens wollte nicht immer so recht, wo es galt, das Begonnene durchzusetzen. Aber Frl. Braun wußte die Unbändige zu zähmen, auch ohne Zaum und Peitsche. Wenn Nora ihre bösen Stunden hatte und Frl. Braun die Kleine einige Tage sich selbst überließ und ihre Gegenwart nicht einmal zu bemerken schien, dann wurde die kleine Wilde ganz kleinlaut. Der Wald schien ihr langweilig, die Fluren öde, wenn ihr die treue Genossin fehlte, die so unermüdlich mit ihr durch Wald und Thal streifte, ihr erzählte und sie belehrte über all die hunderte von Blüthen und Gräsern, die sie sonst gar nicht beachtet hatte. Und der Gedanke wurde ihr unerträglich, sie erzürnt und beleidigt zu haben, und nirgends fand sie dann Trost, und niemand stand ihr bei. Sowie Frl. Braun Ursache zur Klage hatte, so hatten auch Papa und Tante Irene kein freundliches Wort mehr für sie. Und ganz allmählig und schüchtern kam Nora zu der Lehrerin zurück und bat sie, ihr wieder gut zu sein; sie wolle gerne ihre Strafe leiden. Und Frl. Braun war ebenso langmütig im Verzeihen und die reuige Sünderin wieder aufzunehmen, wie sie unermüdlich war im Erzählen und Belehren. Und so ward das Band immer fester zwischen den Beiden: so glättete sich ganz leise, aber immer sicherer der trotzige unbändige Sinn des Kindes; die guten Eigenschaften bekamen die Oberhand, und sie wurde gut und fromm. Sie liebte noch immer gleich sehr den Wald und die freie Natur, aber

sie legte die unpassenden wilden Gewohnheiten ab und ward ein sittsames Mädchen, das nicht mehr mit schmutzigen, zerrissenen Kleidern heimkam.

Herr Reichenau und Tante Irene konnten nicht oft genug der treuen Lehrerin danken, und Tante Irene gab jetzt gerne zu, daß sie es nicht verstanden habe, die kleine Wilde zu „zähmen“.

„Ja freilich,“ pflegte sie dann lächelnd zu Frl. Braun zu sagen, „Sie wissen auch alles besser als wir arme Menschenkinder; Sie sind ja ein Sonntagskind, und diese hören das Gras wachsen und die Ameisen lachen!“

Ein Himmelstraum.

Ein Himmelstraum.

In einem kleinen Städtchen des Nahethales steht noch heute das Schlößchen einer hohen fürstlichen Frau.* Einst umgab ein herrlicher Park das Besitztum und zog sich hinauf bis in den Berg, und edles Obst und herrliche Blumen wurden darin von sorgfältiger Hand geflegt. Eine stattliche Pappelallee bildete den Schloßweg und mündete auf einen großen Vorplatz. Lange Jahre wohnte hier eine Herzogin einsam und still für sich, und nur durch ihre Wohlthätigkeit hatte sie Verbindung mit ihrer Umgebung.

Als sie gestorben war, stand ihre Leiche noch viele Wochen einbalsamiert in dem „blauen Saal" des Schlößchens, und alle Bewohner der Umgegend kamen und machten der hohen Frau ihren letzten Besuch; denn man liebte und ehrte sie wegen ihres wohlthätigen, leutseligen Sinnes.

Heute noch steht das Schlößchen unversehrt, aber der Park ist von der Eisenbahn durchschnitten; Werkstätten und Bahngeleise sind auf seinem Boden erbaut, und nur ein ganz

* Dies Schlößchen bildet die heutige Bahnhofstation zu St. Wendel, und die einstige Besitzerin war die Herzogin von Koburg-Gotha, die Mutter des Prinzen Albert, Gemahl der Königin Viktoria von England, also Großmutter der Kaiserin Friedrich und Urgroßmutter unseres jetzigen Kaisers.

kleiner Teil blieb erhalten. Das Schlößchen wurde verkauft, der untere Teil verbaut, und nur der obere Teil blieb unverändert.

Es war von jeher mein sehnsüchtiger Wunsch gewesen, einmal in einem Schloße zu wohnen; ich dünkte mich daher so gut wie eine Prinzessin, als meine Eltern für einige Jahre hieher zogen. Die Zimmer des oberen Stockwerkes waren geblieben, wie die Herzogin sie verlassen hatte, und besonders war es der „blaue Saal", der mein ganzes Sinnen und Träumen gefangen hielt. Die blauen Glanztapeten, der zu einem Stern eingelegte Parketboden, die vier ausgehauenen Löwenköpfe in den Ecken der reich verzierten Decke, ja sogar einige Möbel stammten aus den Tagen der fürstlichen Frau. Der Garten wurde von einem alten Mann besorgt, der schon zur Zeit der Herzogin Gärtner gewesen war, und dieser erzählte gar viel von seiner einstigen Herrin. Er verehrte ihr Andenken hoch; immer erzählte er mir von ihrer Wohlthätigkeit, und wie sie ihn einst aus Not und Elend gerettet und ihm die Mittel gegeben habe, seine alten, kranken Eltern bis zu ihrem Tod zu pflegen. Stundenlang saß ich oft bei ihm im Garten unter einem schattigen Strauch, während er an seinen Rosen und Blumenbeeten herumarbeitete. Aber auch im Winter fand ich ihn hinterm warmen Ofen, und immer war er bereit, zu erzählen, und ich bereit, zu lauschen.

An einem schwülen August-Nachmittag, nachdem ich mich müde im Garten herum getummelt hatte, kehrte ich in's Haus zurück und fand die Thüre des blauen Saales unverschlossen. Wie schon so oft schlüpfte ich unbemerkt hinein und kauerte mich in eine Ecke, um mit offenen Augen zu träumen. Ich starrte die hohen Flügelthüren an; ich betrachtete die Schnitzereien an der Decke und den künstlichen Stern in dem Parketboden; ich bewunderte das schöne Gemälde, von dem der alte Gärtner mir gesagt hatte, es müsse wohl die Herzogin

aus ihrer Jugendzeit darstellen, denn diese Züge seien ihr gar ähnlich, und ich träumte und dachte an die schöne Frau. Aber die Luft war schwül; ich war müde von dem Laufen, und hier im Saal war es gar schattig und kühl; die Augen fielen mir langsam zu, und ich schlief ein, tief und fest. Und da hatte ich einen Traum, einen seltsamen Traum.

Ich träumte, ich säße in einer Ecke versteckt, als sich die Flügeltüren öffneten und ein Bedienter, mit der Livrée der Herzogin bekleidet, eintrat. An der Thüre blieb er stehen, wandte sich um und verneigte sich so tief zur Erde, daß seine langen Rockschöße den Boden streiften. Jetzt schwebte eine herrliche Frauengestalt herein, und ihr Gesicht trug die Züge des Bildes aus dem blauen Saal. Sie war so schön und strahlend, daß meine Augen fast geblendet wurden. Sie trug ein weißes Kleid, das einen Glanz hatte wie der Mond, und die lange Schleppe knisterte leise bei der Berührung des Bodens. Das Kleid war eingefaßt mit goldenen Sternen, und in den langen blonden Haaren waren Epheu und Maiglöckchen eingeflochten. Und diese Dame hatte die schönen großen Augen wie die Frau auf dem Gemälde, der Mund lächelte so freundlich wie sie; aber ihre Haltung und ihre Gestalt waren so stolz, daß ich mich ganz verschüchtert in meine Ecke drückte und nur leise sagte: „Das ist die Herzogin.“ Sie hatte mich bald entdeckt und blickte mich forschend an, und während ich furchtsam und erschreckt kaum zu atmen wagte, näherte sie sich mir und sagte mit einer sanften Stimme: „Warum fürchtest du dich, kleines Mädchen? Habe ich dich erschreckt?“

Der Schreck aber hatte mich so gelähmt, daß ich kein Wort hervorbringen konnte und die Erscheinung nur immer anschaute.

„Du fürchtest dich doch sehr vor mir, mein kleines Patenkind!“ sagte sie von neuem; „weißt du denn nicht, wer ich bin?“

Und ich blickte sie unverwandt an und stammelte: „Die Herzogin.“

Sie nickte lächelnd, und ein heller Ton von Silberglöckchen ließ sich hören. Da sah ich, daß ihre langen Ohrringe aus lauter kleinen Glöckchen bestanden, welche bei jeder Bewegung ihres Hauptes ihr feines Stimmchen erklingen ließen. „Weißt du auch, daß du mein Patenkind bist?“ frug sie gar lieb und gut. „Am Tage deiner Taufe stand ich unsichtbar an deiner Wiege, und seither habe ich dich treulich behütet. Heute aber muß ich Abschied nehmen von dir, meine Macht ist für dich zu Ende. Du hast das Alter erreicht, wo du das Gute von dem Bösen zu unterscheiden weißt, und deshalb will ich dich heute mitnehmen in unser Reich, und da sollst du sehen, was die guten Thaten für Früchte tragen. Behalte wohl in deinem Gedächtnis, was du siehst, und denke stets daran zurück! Und nun komm!“

Schon während sie sprach, hatte sie meine Hand erfaßt und zog mich an's Fenster.

Der Bediente hatte das Fenster geöffnet, aber entsetzt und zitternd wollte ich entfliehen. Vor dem Fenster schwebte ein riesiger Adler. Die Augen und der Schnabel des Tieres sprühten Feuer, und mit mächtigem Flügelschlag schwebte er dicht an's Fenster und beugte den gewaltigen Nacken, um seine Herrin zu empfangen. Die Herzogin hielt meine zurückstrebende Hand fest und sagte sanft: „Kleines Patenkind, habe keine Furcht! Ich schütze dich ja.“

Und zugleich hob sie mich empor, und einige Sekunden später schwebte ich mit ihr hoch in den Lüften auf dem Rücken des Adlers. Aengstlich klammerte ich mich an meine Begleiterin und barg das Gesicht in die Falten ihres Kleides. Ich wagte nicht aufzusehen, und entsetzt fühlte und hörte ich nur den gewaltigen Flügelschlag des Adlers, womit er seinen geheimnisvollen Flug begleitete. Eine Weile ließ mich meine

Beschützerin gewähren, dann berührte sie meine Hand. „Willst du denn nicht einmal um dich sehen, kleines Patenkind! Sieh auf!" Ängstlich erhob ich den Kopf; stockfinstere Nacht umgab mich, und bei dem schwachen Lichtschein, den die feurigen Augen des Adlers verbreiteten, sah ich, wie meine Führerin goldene Zügel in der Hand hielt und damit dies seltsame Gespann leitete. Nach und nach gewöhnte sich mein Auge an die Dunkelheit, und mit dem Mut, der mir langsam zurück kehrte, versuchte ich einen Blick nach unten zu werfen. Da sah ich tief unter mir die Erde, und tausende von Lichtern blickten gar winzig klein zu uns herauf.

„Wir sind jetzt weit von deiner Heimat," sagte meine Führerin, „wir sind jetzt bald am Ziel."

Und ich fühlte, wie der Adler seinen Flug senkte, und sah eine große, schöne Stadt vor mir. Ganz am Ende derselben ließ er sich zur Erde nieder, und die Herzogin hob mich herab, und als sie nun die Zügel fahren ließ, da schoß der majestätische Aar pfeilschnell davon in die dunklen Lüfte, und ich folgte noch einige Sekunden dem Feuerstrahl seiner Augen.

„Komm, wir sind am Ziel!" sagte da die sanfte Stimme wieder zu mir; „wir haben an zwei Orte zu gehen, in diesen Palast und in diese Hütte; was wählst du zuerst?"

Ich sah ein wunderbar schönes Gebäude vor mir, heller Lichterglanz und Blumenduft strömte aus den weit geöffneten Fenstern.

Daneben stand eine Hütte, die zerbrochenen Scheiben des kleinen Fensterchens ließen nur einen matten, trüben Lichtschein erkennen.

„Ich möchte dies Schloß sehen," bat ich meine Begleiterin.

„So komm!" sagte sie kurz, und ich folgte ihr in das herrlich ausgestattete Gebäude.

Schweigend durcheilte sie den hell erleuchteten Hausflur, die weißen Marmortreppen empor, durch glänzende Säle,

ausgestattet mit allem erdenklichen Luxus. Ich folgte ihr auf dem Fuße. An einer Thüre machte sie dann Halt und öffnete sie leise. Ich sah in ein großes, weites Gemach und trat geräuschlos mit meiner Führerin ein. Die Wände des Zimmers waren mit Seide ausgeschlagen, prächtige Gemälde, Vasen und Spiegel schmückten sie. Eine Menge kostbarer Gegenstände füllten das Zimmer; seidene Vorhänge bedeckten die Fenster, und köstliche Spielsachen lagen am Boden. In einer Ecke aber lag auf schneeweißem Linnen und Spitzen eine wunderliebliche Kindergestalt. Aber das Gesichtchen war weiß wie das Linnen, und die blonden Locken hingen verwirrt um das Köpfchen. Neben dem Bettchen kniete eine vornehme Frauengestalt und hielt die kleinen Hände des Kindes in den ihren. Es war so still in dem Gemach, nur das leise Ticken einer Wanduhr hörte man.

„Mama," frug das Kind mit mattem Stimmchen, „Mama, muß ich sterben?" „Nein, o nein, mein Liebling!" schluchzte die Mutter, „du wirst nicht sterben. Was sollte denn aus mir werden, wenn ich dich nicht mehr hätte?" „Aber, Mama, vielleicht muß ich sterben, weil ich so oft unartig und unfolgsam war!"

„Nein, mein Kind! Ich habe dir ja alles verziehen und der liebe Gott auch. Ich denke nicht mehr an deine Unarten; ich denke nur daran, daß du bald wieder gesund sein wirst."

„Ja, Mama, wenn ich wieder gesund sein werde, will ich fleißig und folgsam sein! Aber ich habe das jetzt schon so oft dem lieben Gott gesagt, und er macht mich doch nicht gesund. Deshalb glaube ich, daß ich sterben muß."

„Aber, liebes Kind, wer hat dir denn solche Sachen erzählt? Es ist ja nicht wahr. Du bist schon viel besser und hast nicht mehr so viele Schmerzen."

„Aber ich habe gelesen in meinem Buche, daß der liebe Gott Schmerzen und Krankheiten schickt als Buße, und daß wir gerne sterben sollen, wenn es sein Wille ist."

„Ja, das sollen wir auch. Nimm deshalb deine Krankheit und Schmerzen mit Geduld auf als Buße für deine Fehler! Aber sterben darfst du noch nicht." Und die Mutter barg ihr Gesicht in den Kissen und weinte laut.

„O weine nicht, Mama!" bat die Kleine, „ich will ja wieder gesund werden. Und ich will dich nie mehr erzürnen, ich will lernen und meine Bücher nicht mehr verderben. Ich will meiner Lehrerin gehorchen; ich will Ordnung halten, wie du es mich gelehrt; ich will nie wieder die Tiere quälen und nach dem Diener schlagen. Ich will ja wieder gesund werden und ein gutes Kind sein. So weine auch nicht mehr, Mama! Sieh, es ist mir ja auch schon viel, viel besser!"

Mir standen auch die Thränen in den Augen; doch da faßte die Herzogin meine Hand und führte mich auf demselben Wege zurück, gerade auf die arme Hütte zu.

„Wird das kleine Mädchen auch wieder gesund werden?" frug ich schüchtern meine Begleiterin.

„Nein," sagte diese; „es wird sterben, denn seine Zeit ist um."

Mir ward es gar schwer um's Herz, aber da standen wir auch schon an der Thüre der Hütte.

Leise öffnete auch hier meine Begleiterin die Thüre, und wir traten ein.

Die Hütte bildete einen einzigen, dunklen, dumpfen Raum, und das qualmende Oellicht ließ nur undeutlich das alte Gerümpel erkennen, das den Leuten als Möbel diente. In einer Ecke auf Lumpen und Stroh lagen drei Kinder fest aneinander geschmiegt. In einer Wiege lag ein viertes kleineres, und in dem einzigen, armseligen Bett saß das fünfte. Mit Stroh und Lumpen gestützt saß es aufrecht; sein

Atem ging keuchend, und die dunklen Augen waren unnatürlich groß. Neben dem Bett saß eine bleiche, elende Frau. Sie sah so armselig aus wie alles in der armen Stube.

„Weine nicht, Mutterle!“ sagte auch hier das kranke Kind; „ich sterbe ja so gern. Es ist auch besser so für mich und für dich, ich wäre euch ja nur eine Last.“

„O sprich nicht so, mein armes Kind!“ sagte die Mutter weinend. Und leise, daß das Kind sie nicht hörte, fügte sie für sich bei: „Ich verdiene es ja gar nicht, daß du bei mir bleibst; ich habe mich zu sehr an dir versündigt. Als dein Vater vor zwei Jahren starb und ich mit euch fünf Kindern so hilflos allein blieb, da wünschte ich im Herzen, er hätte dich armen Krüppel mit in's Grab genommen. Ich konnte dich ja nicht pflegen und hatte keine kräftige Nahrung, wie der Doktor sie dir verschrieben hatte. Und wieviel hast du mir nun in den zwei Jahren genützt! Mit der Krücke bist du herum gehumpelt und hast alle Hausarbeiten besorgt, hast gekocht und gewaschen und für die Kleinen gesorgt. Und wenn ich müde von der Arbeit heimkam, da fand ich alles zurecht: da war das Essen fertig, die Stube sauber und die Kinder besorgt. Und da lernte ich deinen Wert erst kennen und dankte Gott, daß er mir dich gelassen.“

Und die arme Frau weinte laut.

„O Mutterle, lieb Mutterle, so weine doch nicht! Sonst kann ich ja nicht sterben,“ bat das bleiche Kind. „Gretel ist ja jetzt so groß, daß sie das auch alles thun kann; ich habe sie gelehrt und es ihr gezeigt, und sie macht es auch gern. Und wenn ich dir auch jetzt noch eine Zeit lang fehle, das habt ihr bald vergessen; dafür bleibe ich euch später auch nicht als Last zurück. Denke, Mutterle, wie ich euch dann gehindert hätte! Ein armes Krüppelchen ist für gar nichts nütz.“

„O sprich nicht so, du mein armes Kind! Du hast mehr genützt, als du selber weißt, und du hast mehr gethan, als

du konntest. Aber der liebe Gott hat es auch gesehen, und sein Lohn ist dir sicher."

„O meinen Lohn habe ich ja schon längst, lieb' Mutterle! Du glaubst gar nicht, wie glücklich und froh ich immer war, wenn ich alles hübsch sauber hatte und das Essen fertig war, wenn du hungrig und müde heimkamst. Wenn du dann zufrieden mit mir warst und mich dein gutes Kind nanntest, o Mutterle, das war mir ja der schönste Lohn!"

Weiter hörte ich nichts mehr, die Herzogin hatte meine Hand erfaßt und zog mich hinaus. Ich schluchzte laut und frug sie weinend: „Muß auch dieses arme Kind sterben?"

„Ja," sagte sie, „seine Zeit ist um."

Da rauschte es über uns, und majestätisch senkte sich der Adler wieder zur Erde, und wenige Augenblicke später schwebten wir nochmals hoch über den glitzernden Lichter der großen Stadt. Ich barg wieder mein Gesicht in die Falten des knisternden Kleides meiner nächtlichen Führerin, aber ich weinte. Sie ließ mich gewähren, und wir flogen einen langen Weg in der lauen Sommernacht dahin.

Ein starker Klang ließ mich aufschauen, aber wie geblendet schloß ich wieder meine Augen und bedeckte sie mit meinen Händen. Die Herzogin hob mich zur Erde, weiche Moosteppiche berührten meine Füße. Und als ich langsam, ganz allmählig meine Augen an die herrlichen Strahlen eines überirdischen Lichtes gewöhnt hatte, da sah ich, daß wir durch ein mächtiges Thor gegangen waren, das sich wieder hinter uns verschloß. Ein endloser strahlender Raum umfing uns. Ich wußte nicht, woher das glänzende Licht kam; ich sah keine Sonne und keine Leuchte, aber den ganzen, hohen, weiten Raum umfloß ein goldenes, glitzerndes Strahlenmeer. Es war, als ob alles unter, ober und neben mir ein himmlisches Licht ausströmte. Dabei ertönte aus der Ferne eine herrliche Musik, wie ich sie noch nie gehört, und sie kam näher

und näher. Da sah ich denn eine ungezählte Schaar kleiner Wesen heran kommen, und sie sangen, und ihr Gesang war jene herrliche, sanfte Musik. Und sie waren so schön, wie ich noch nie ein Erdenkind gesehen, und ihre Kleider schienen wie das meiner Patin aus silbernem Mondschein gewebt, und ein goldenes Flügelpaar bedeckte den Nacken. An ihren Füßen trugen sie funkelnde Sandalen; in ihren Haaren lagen Rosen und Maiglöckchen, und in ihren Händen hielten sie Palmen und Lilien. Uns beachteten sie nicht oder sahen uns gar nicht. Als die ersten an dem goldenen Thore angekommen waren, dessen Nägel wie Rubinen und Diamanten funkelten, da löste sich die ganze Reihe auf, und siehe da, ein Schwirren und Summen begann, silberhelles Lachen ertönte, und manch glänzendes Flügelpaar erhob sich und trug die wunderliebliche Besitzerin über dies geschäftige Treiben hinweg.

Ich war vor Ueberraschung und Staunen wie gelähmt und wagte mich nicht zu rühren. Endlich getraute ich mich, an meine Führerin zu wenden, um sie zu fragen; aber da tönte ein mächtiger Schlag an das Thor, und die Englein — denn solche mußten es doch sein — hielten inne in ihrer Arbeit. Aber das große Thor sprang nicht auf, sondern ein kleines Nebenpförtchen, und herein trat — im Totenhemdchen — das bleiche, schöne Kind aus dem Palast. Wie geblendet blieb auch es stehen und hielt die Händchen über die Augen. Hinter ihm aber stand ein herrlicher Engel. Er war schneeweiß gekleidet; seine Flügel berührten den Boden, und in den blonden Locken lag ein goldener Reif. Er führte die Kleine in den Raum, und die andern Kinder flogen herzu; sie begrüßten das Kind und legten ihm solch herrliche Kleider an, wie sie selber trugen. Ein Flügelpaar wuchs ihm an, und fort flog der kleine, neue Engel und entschwand meinen Augen. Der Schutzengel, der es gebracht, sah ihm noch lange nach; dann kehrte er zurück zur Erde. Vielleicht war ein anderes Kind



Loudka, Himmelstraum. Farbenlichtdruck von J. Kösel, Kempten.

Wie geblendet blieb das Kind stehen und hielt die Händchen über die Augen, hinter ihm aber stand ein herrlicher Engel.

in diesem Augenblick geboren, das seinem Schutz sollte anvertraut werden. Die kleinen Engel aber fuhren fort in ihren Arbeiten, und herrliche Wohlgerüche entströmten den Blumen.

„Sind wir denn im Himmel?“ frug ich jetzt leise meine Begleiterin.

Sie nickte lächelnd mit dem Kopfe, so daß die Silberglöckchen in ihren Ohrringen hell erklangen. Dann legte sie den Finger auf den Mund zum Zeichen, daß ich schweigen sollte.

Und ich sah den Englein zu, wie sie geschäftig immer neue Blumen brachten, und zuletzt brachten zwei ein gar wunderbar schönes, leuchtendes Kissen, und auf diesem lagen Kleider so schön und strahlend, daß ich sie gar nicht beschreiben kann. Und nun gruppirten sich alle Engel wieder zusammen und bildeten einen Halbkreis um das Thor. In der Mitte aber standen die zwei Engel mit dem Strahlenkleide. Und nun ertönten drei mächtige Schläge an das Thor, so heftig, daß der Boden unter uns zitterte; das funkelnde Schloß gab nach, die Thore sprangen auf, tausende von Strahlen ergoßen sich hinein, und mitten darin stand — das arme, tote, krüppelhafte Kind in einem armseligen Todtenkleidchen. Und als die Englein da alle vor ihm sich tief verneigten und mit ihren Silberstimmen ein Alleluja begannen, so schön, daß mein Herz schier erstarrte von all der Wonne, die mich durchbebte, da kniete das kleine Mädchen nieder und neigte tief das arme, buckelige Körperchen. Aber auch hinter ihm stand ein herrlicher Engel, und der hob es auf, berührte sein Haupt mit einer Lilie, und eine wunderbare Verwandlung ging mit ihm vor. Sein Körper streckte sich, der Buckel verschwand, seine Füße und Hände waren wohlgeformt, und sein Gesicht verklärte sich zu einer himmlischen Schönheit. Und da traten die zwei Engel zu ihm und legten ihm die Strahlenkleider an, und ein Paar goldener, funkelnder Flügel wuchsen ihm an; die Engel jauchzten und sangen, sie flogen herzu, nahmen

den neuen Engel auf ihre Schultern, und unter Jubel und Wonne wandte sich der Zug zurück. Ich stand atemlos und rührte mich nicht, und heiße Sehnsucht erfaßte mich, dem himmlischen Zuge zu folgen, und ein Weinen stieg in mir auf, daß ich nicht auch gestorben war wie die beiden Kinder.

Aber da faßte meine Führerin mich bei der Hand und zog mich an das Pförtchen. Noch einmal wandte ich mich zurück. „O laß mich hier!" bat ich, „ich möchte ihnen folgen."

„Nein, mein Kind!" sagte die schöne Herzogin; „das kannst du nicht, die Herrlichkeit der himmlischen Geister würdest du nicht ertragen können. Noch kein Sterblicher hat die Herrlichkeit geschaut, noch kein menschliches Ohr es gehört, was Gott denjenigen bereitet, die auf ihn hoffen, an ihn glauben und ihn lieben. Deine Zeit ist noch nicht um; erst wenn dein Stündchen geschlagen und der liebe Gott dich ruft, dann darfst du kommen, um den Lohn zu empfangen, den du dir selber verdient hast. Ich konnte dir nur den Empfang der beiden kleinen Seelen zeigen; was ihrer aber noch wartet, kannst du mit deinen leiblichen Sinnen gar nicht begreifen. Aber wie die guten Thaten belohnt werden, hast du schon bei dem Empfang allein gesehen. Das reiche Kind erhielt die Seligkeit um seiner letzten guten Stunden, seiner Reue und seiner guten Vorsätze willen. Das arme Kind aber erhält tausendfach seinen Lohn für sein armes, schmerzliches Leben, das es so freudig ertrug. Du hast gesehen, was ich dir zeigen wollte, und nun wähle!"

Da ertönte wieder ein gewaltiger Krach, der die ganze Welt zu erschüttern schien; es ward dunkel um mich her, und —.

„Mein Gott, da sitzt sie ja und schläft!" rief eine bekannte Stimme neben mir. Ich öffnete die Augen. Vor mir stand meine Mutter mit einem Licht in der Hand und leuchtete mir in's Gesicht. Ich lag auf dem Sopha und

hatte fest und lange geschlafen. Draußen war es dunkle Nacht geworden, und ein heftiges Gewitter tobte am Himmel; Blitze zuckten, und der Donner rollte. Um mich her standen meine Geschwister mit großen, ängstlichen Augen, und meine Mutter sagte: „Wir haben dich nun überall gesucht und die größte Angst um dich ausgestanden, und du sitzest hier ganz ruhig und schläfst. Hast du denn gar nichts von dem schrecklichen Gewitter gehört?"

Ich blickte sie an und rieb mir die Augen; ich wußte zuerst gar nicht, wo ich daran war. Da zuckte ein heller Blitz auf, und in seinem Schein leuchtete das Gemälde an der Wand auf. Es war nur eine Sekunde; aber mir hatte geschienen, als ob das schöne, freundliche Gesicht mir zugewinkt habe. Ich blickte nach dem Fenster; es war fest verschlossen, und der blaue Saal sah aus wie immer. Ich hatte geträumt; aber es war ein Traum so wunderbar, daß ich ihn nicht wieder vergessen konnte. Und gar manches mal stand ich vor dem unbekannten Gemälde, oder ich blickte in sternhellen Nächten hinauf zu den flimmernden Himmelsleuchten und dachte mit Sehnsucht an den Ort, den ich im Traume gesehen.

Das Franzosenkind.



Loudka, Franzosenkind. Lichtdruck von J. Kösel, Kempten.

An dem Gitterthor des Kirchhofes hielt es an und preßte das kleine Gesichtchen gegen die kalten Stäbe.

1. Eine Waise.

Es war eine laue Sommernacht. Das Ave Maria hatte schon längst geläutet, der Mond war aufgegangen und grüßte freundlich die schimmernden Kreuze des Kirchhofes. Die wilden Tauben und die vielen andern Vögel, die in den Türmen der uralten Kirche seit Menschengedenken ihr Nestchen haben, waren alle schlafen gegangen. Es war so still; nur eine Nachtigall sang ihre traurigsüßen Weisen auf einem Cypressenbäumchen, und schlaftrunken zwitscherte ihr ein Rotkehlchen „gute Nacht" zu.

Ueber den Freihof vor der Kirche schlich ein kleines, zerlumptes Mädchen. Es trat gar behutsam auf, denn die spitzen Kieselsteine thaten den nackten Füßchen weh. An dem Gitterthor des Kirchhofes hielt es an und preßte das kleine Gesichtchen gegen die kalten Stäbe. Es lugte mit großen Augen furchtlos auf die Kreuze, dann faltete es die Händchen. „Ach, wenn ich doch hinein könnte," seufzte es nach einer Weile sehnsüchtig, die Aermchen ausstreckend, „und meinem Schwesterlein „gute Nacht" sagen dürfte! Was wird es von mir sagen, daß ich heute gar nicht kam!"

Schüchtern griff es an's Schloß, und siehe, das Thor öffnete sich ganz leicht, und die kleine Kati trat hinein! Hinter ihr aber schloß sich das Thor von selber, und Kati schlüpfte zwischen den Kreuzen hindurch bis an's äußerste Ende des Kirchhofes. Dort war ein frischaufgeworfener Hügel, und Kati kauerte sich nieder und umfing die kalte, thaunaße Erde, als hielte sie das lebenswarme, treue Schwesterlein im Arm.

„Ich konnte nicht eher kommen, ich mußte helfen," flüsterte sie leise; „aber ich habe dir auch etwas mitgebracht, Louison," und sie zog aus einem zerrissenen Tuch eine Hand voll Kirschen hervor. „Sie sind von der Frau, ich habe ihr geholfen. Ich habe nur einige davon gegessen, die andern sind alle für dich. Sie sind so gut und süß; die Frau sagte, sie seien überreif."

Und klein Kati kratzte mit ihren Händchen ein Loch in die Erde, recht tief, damit Louison sie bald fände; der Totengräber hatte sie ja tief, tief hinein gesenkt in die dunkle Erde. Dann machte sie eine Unterlage von Rosenblättern, legte behutsam die Kirschen hinein, bedeckte sie wieder mit Blättern und füllte die Grube mit lockerer Erde aus. „Jetzt wird Louison sie schon frisch bekommen, ohne daß die Erde sie beschmutzt," dachte die Kleine befriedigt; dann legte sie das Köpfchen auf die feuchte Erde, schmiegte sich fest an die rauhen Erdschollen, und bald fielen die müden Augen zu. Klein Kati war eingeschlafen. Zu gleicher Zeit schwebte eine lichte Gestalt hernieder; sie setzte sich neben die schlafende Kleine auf den Hügel, und mit ihrem luftigen Nebelschleier bedeckte sie das träumende Kind.

Es war Schutzengelein; es wachte und sorgte, daß weder die feuchte Erde noch der kalte Thau der Kleinen schadete. Es hatte ja doppelte Pflichten, denn weder Vater noch Mutter teilte sie mit ihm. Wenn es euch erzählen könnte, es würde etwa Folgendes sagen: „Das kleine Franzosenkind heißt Kati

und ist geboren drüben im schönen Frankreich. Es hatte noch ein Schwesterlein, und das hieß Louison, und sie lebten glücklich mit ihren Eltern in der Heimat. Doch da kam der Krieg; der Vater mußte fort, und die Mutter blieb allein mit den zwei Kindern. Und sie wartete lange, lange auf die Rückkehr des Vaters, er kam jedoch nicht wieder. Da machte sich die Frau mit den Kindern auf den Weg, um ihn zu suchen, und sie folgte dem Kriegsvolk, wohin es gezogen war. Aber die Wege waren weit und beschwerlich, und sie hatte wenig Geld mehr. Als sie nach Trier bis in die Nähe der St. Mathias-Kirche kam, wurde sie krank und konnte nicht weiter. Mitleidige Menschen nahmen die kranke Frau auf; aber sie verstanden ihre Sprache nicht und wußten nicht, was sie wollte. Und so starb sie ganz unbekannt; die kleinen Mädchen blieben allein, und da man nur wußte, daß sie Kati und Louison hießen, so nannte man sie einfach die Franzosenkinder. Die Kinder aber weinten lange nach ihrer Mutter, denn sie verstanden die Leute nicht, wenn sie ihnen erzählten, sie sei gestorben. Der Krieg aber hatte die Bürger arm gemacht; sie hatten selber nichts für sich und ihre Kinder, und sie fürchteten sich, die kleinen Esser alle beide aufzunehmen, und trennen ließen sie sich nicht. Die Klöster aber, die sonst die armen, verlassenen Waisen aufnahmen, hatten die Soldaten geplündert, und die Nonnen und Mönche waren verjagt worden. Da kamen denn die Leute überein, daß ein jeder den Kleinen abwechselnd etwas zu essen brächte, und sie übergaben sie einer alten Frau. Sie bewohnt ein kleines Häuschen drüben am Bach, und die Leute nennen sie Frau Suse oder die alte Muhme. Sie ist aber selber so arm wie eine Kirchenmaus, und wenn die Leute ihr heute nichts bringen, muß sie morgen hungern. Sie ist auch lahm und gebrechlich und konnte den Kindern nichts helfen; aber sie hatte ihnen ein Stübchen eingeräumt, und dort waren sie geschützt vor Regen

und Kälte. Kati war die Aeltere; sie hatte ihr Schwesterlein gar lieb, und oft hungerte sie, um der Kleinsten auch ihren Teil zu geben. Des Nachts aber wachte sie, damit ihr kein Leid geschehe; sie deckte sie zu mit ihren eigenen Kleidern und bedeckte sie mit ihren Aermchen, damit sie nicht friere. Dabei weinte die Kleine doch immer nach der Mutter, und das Heimweh ließ ihr keine Ruhe bei Tag und Nacht. Sie krankte am Herzen, und eines Morgens, als die Kinder gar so lange schliefen, humpelte die alte Suse in das Hinterstübchen, und da lagen die Beiden fest umschlungen wie im Schlaf. Die Alte wollte sie wecken, und Kati wachte auch wirklich auf; aber Louisons Augen blieben geschlossen, denn sie war tot. Der liebe Gott hatte sie zu einem Engel gemacht, und ihr Mütterlein kam ihr an der Himmelspforte entgegen. Die alte Muhme vermochte kaum klein Kati von der Toten zu entfernen, und trotzdem die Leute sagten, es sei besser, daß der liebe Gott die arme Waise zu sich genommen, hatten sie doch großes Mitleid mit der kleinen Kati, und seitdem teilt ihr jeder von dem Wenigen, was er hat, gerne mit. Aber die Kleine behält nichts für sich allein, sie bringt von allem dem verstorbenen Schwesterchen. Sie hat gesehen, wie man Louison in den Sarg legte und diesen hier einsenkte; aber sie versteht noch nicht, was der Tod bedeutet, und nur mit Mühe brachte man sie fort. Sie wollte ja auch mit dem toten Schwesterlein in's Grab gelegt werden."

Und nun lag Kati schlafend auf dem Grab des toten Schwesterleins und lächelte im Traum. Ihr träumte ja so schön. Zwischen den Gräbern hindurch sah sie ein Kindlein auf sich zuschreiten mit einem Gesichtchen gar süß und Augen so treu und gut. Es hatte ein duftiges, helles Gewand an, und in seinen Händchen hielt es Kirschen. Und es beugte sich zu dem Franzosenkind hernieder und flüsterte leise: „Kati, lieb' Schwesterlein!"

Und Kati begann das Kindlein zu fragen: „Bist du es, Louison? Willst du wieder bei mir bleiben?“

„Nein, der liebe Gott hat es anders beschieden. Aber im Geiste werde ich immer um dich sein und dich beschützen.“

„Ich will aber nicht allein bleiben, nimm mich mit in den Himmel!“

„Du kannst mir nicht folgen, so lange du lebst, und du mußt auch noch auf Erden bleiben, um unsern Vater zu retten.“

„Gehst du denn nicht mehr in deinen Sarg zurück?“

„Dort ruht nur mein Leib, meine Seele ist bei Gott.“

„Aber in dem Sarg wird dein Leib frieren und naß werden, wenn es regnet, und du mußt hungern, wenn ich dir nichts bringe.“

„Wer tot ist, den hungert nicht mehr; du sollst mir deshalb auch nichts mehr bringen zum Essen. Und in diesen Gräbern ruht sich's gut; es ist heilige Erde, und sie birgt kostbare Schätze. Bleibe hier, Kati! Bete für unsern armen Vater und rette ihn!“

Der verklärte Geist neigte sich über das träumende Kind, als wollte er das frische Gesichtchen küssen. Kati hob die Aermchen, um ihn zu umfangen; aber sie griff in die leere Luft, und als sie schlaftrunken die Aeuglein öffnete, saß sie mutterseelenallein auf dem kleinen Grabhügel. Sie rieb sich die Augen, sie rief, sie weinte leise um das verlorene Schwesterlein; aber niemand, niemand antwortete ihr. Die Nachtigall war auch schlafen gegangen, das Rotkehlchen träumte schon längst; nur dicht neben ihr flog ein Käuzchen auf.

„Ich habe nur geträumt,“ schluchzte klein Kati aufstehend, Louison war gar nicht da.“ Und leise weinend schritt sie dem Thore zu. Sie öffnete es leicht und eilte heim. An einem Hause schlug die Wanduhr Mitternacht. Die Glocken von St. Mathias schlugen nicht mehr, vermessene Hände hatten sie geraubt.

Niemand begegnete dem Kind, um diese Stunde schliefen alle Bewohner. Klein Kati fand ungestört den Weg, den sie gekommen; sie kletterte behende in das niedere Fenster hinein und schlüpfte auf das arme Strohlager. Dort lag das Kind und sann und sann. Der Traum auf dem Kirchhof wollte ihm nicht aus dem Sinn; jedes Wort wiederholte es sich unzählige mal, und obwohl es nicht alles verstand, prägte es sich doch tief in das kleine Hirn ein. Erst gegen Morgen schlief klein Kati ein.

Als sie spät am Tage erwachte, schien die Sonne längst in's Stübchen, und vor ihrem Bett stand Frau Suse mit einer Schüssel Suppe.

„Da, Kati, iß," sagte sie, „und steh schnell auf! Du sollst heute wieder helfen drüben im Garten. Wenn ich nur könnte, ginge ich gerne mit; aber die Gicht plagt mich heute wieder ganz schrecklich, alle meine Knochen thun mir weh."

Kati verstand schon genug deutsch, um zu begreifen, daß die alte Muhme über Schmerzen klage, und das that ihr leid; denn sie liebte die alte Frau.

„Kann ich dir helfen?" frug sie.

„Nein, Kind, das kann höchstens ein Doktor! Aber wo bekommen wir arme Leute einen Doktor her? Das kostet jetzt viel Geld. Ja, wenn ich irgendwo einen Schatz fände, — es liegt noch genug in der Erde, was keinen Herrn hat, — dann solltest du gut warm gekleidet gehen; wir könnten uns immer satt essen, und ich würde meine Schmerzen los."

„Was ist denn das, ein Schatz?" frug Kati neugierig.

„Das ist Gold und Silber und sonstige Kostbarkeiten, die in die Erde vergraben werden im Krieg oder in sonstigen Zeiten der Gefahr. Und wenn die Eigentümer sterben, ohne die Schätze zu heben, dann liegen sie oft viele, viele Jahre,

und niemand weiß davon. Wer sie dann aber einmal zufällig findet, dem gehören sie."

Die hungrige Kati hatte bald ihre Suppe aufgegessen, aber währenddem kam ihr ein sonderbarer Gedanke. Hatte nicht Louison ihr im Traume gesagt, daß auf dem Kirchhofe gut ruhen sei, dort lägen viele kostbare Schätze begraben.

Und klein Kati hatte bald ihren Plan gefaßt. Sie wollte auf dem Kirchhof zu St. Mathias die Schätze heben und dann der Muhme einen Doktor holen und sie gesund machen.

Den ganzen Tag arbeitete sie unverdrossen im Garten der Nachbarin, und am Abend erhielt sie wieder Kirschen und ein Stück Brod. Diesmal teilte sie es mit der Muhme, sie brachte Louison kein Essen mehr; nur ein paar Wiesenblümchen hob sie auf für das Grab. Und kaum hatte Frau Suse ihr armes Lager aufgesucht, als Kati mit einer Hacke beladen hinaus schlüpfte und schnurstracks auf den Kirchhof lief. Nachdem sie dort Louisons Grab einen Besuch abgestattet, ihr alles Leid vom heutigen Tag erzählt und das Sträußchen am Fußende aufgepflanzt hatte, begab sie sich an die Arbeit. Die Hacke war schwer und die Händchen schwach und ungeübt; doch unermüdlich arbeitete sie, bis ihr der Schweiß an jedem Härchen perlte; jedoch umsonst. So sehr sie auch suchte, sie fand weder Gold noch Silber, nur trockenes Geröllе oder feuchte Erde. Endlich hielt sie ermüdet inne; sie konnte nicht mehr, die kleinen Hände waren mit Blasen bedeckt. Aber sie verlor den Mut nicht. „Morgen versuch ich es auf einer andern Stelle," dachte sie und scharrte das Loch wieder zu. Mit ihrer Hacke auf der Schulter schlich sie wieder heim.

Und so machte sie es wiederholt. Niemand störte das Kind, niemand wußte um diesen nächtlichen Gang, niemand begegnete ihm. Die Einwohner begaben sich damals gar

frühzeitig hinter Schloß und Riegel, denn die Zeiten waren bös und unsicher. In Frankreich wütete die Revolution, und ihre Schrecken hatten sich bis über die Grenzen nach Deutschland hin verbreitet. Es war gerade vor 100 Jahren, im Jahre 1794. Man nannte die damalige Zeit nur die Zeit der „Schreckensherrschaft“. Die Mönche aus dem Kloster von St. Mathias bei Trier waren längst geflüchtet, das große Gebäude stand leer und öde; räuberisches Gesindel war darüber hergefallen und hatte das Meiste fortgeschleppt, das Uebrige zerstört, die Glocken geraubt, und selbst Heiligtümer blieben nicht verschont. Französische Soldaten zogen in Trier ein. Dazu begann eine böse Seuche überall zu wüten; es war eine Seuche, die durch Hunger, Elend, Schmutz und Verkommenheit entstanden war, ein böses, ansteckendes Fieber, das die Leute „die hitzige Krankheit“ nannten. Niemand wagte sich des Abends mehr vor die Thüre; nur klein Kati suchte, unbekümmert um alles andere, allabendlich nach den kostbaren Schätzen auf dem Kirchhofe von St. Mathias.

Eines Abends, als sie daselbst wiederum weilte, hörte sie hinter sich ein leises Geräusch. Sie hielt inne und blickte um. Da sah sie eine Gestalt in dunklem Talar einher wanken. Das Haupt war von weißen Locken umrahmt und das Gesicht bleich und eingefallen. Die Gestalt aber rang die Hände und seufzte laut. Der greise Mann im Talar schaute umher, er sah die Zerstörungen ringsum; jetzt blickte er zum Himmel auf und verbarg zuletzt das Gesicht in beide Hände und weinte. Kati empfand herzliches Mitleid mit dem Weinenden. Sie kannte keine Furcht, weil sie keine Gefahr kannte und in ihr regte sich der Wunsch, dem armen Mann zu helfen. Sie legte die Hacke beiseite, trat herzu und zupfte leise an dem langen Mantel des Unbekannten. Dieser schrack heftig zusammen und sprang unwillkührlich einen Schritt zurück.

Als er aber niemand gewahrte als das kleine Mädchen, trat er wieder zu ihm und frug erstaunt: „Wer bist du denn, Kleine, und was willst du von mir?"

„Ich bin Kati, das Franzosenkind," antwortete sie furchtlos.

Der Ordensmann — denn ein solcher war es — frug weiter, und bald hatte er die Lebensgeschichte des kleinen Mädchens erfahren.

„Und was suchst du so spät hier in der Nacht, Kati?" frug er in der Heimatsprache des Kindes.

Dieses blickte den Mönch verwundert an, und dann rief es freudig: „Bist du auch ein Franzosenkind?"

„Nein," sagte er lächelnd, „aber ich kenne deine Muttersprache so gut wie du selber; denn ich war lange in deiner Heimat. Aber sag mir nun auch: Was thust du so spät hier auf dem Kirchhof?"

Vertrauensvoll erzählte das Kind nun von seinem Traum und von seiner Suche nach Schätzen.

Der greise Priester lächelte wiederum.

„Ja, Schätze birgt unsere hl. geweihte Erde hier, aber nicht wie du sie suchst, mein Kind," sagte er. „Gehe heim! Ich werde morgen zur Muhme kommen und dir dann davon erzählen. Aber du darfst nie wieder so spät hierher kommen, hörst du, nie wieder! Das würde dein Schwesterlein betrüben."

Klein Kati blickte mit großen, unschuldsvollen Augen den Pater an.

„Aber Louison friert es nicht mehr unten im Grab, und sie hat auch keinen Hunger?" frug sie treuherzig.

„Nein, Louison friert und hungert nicht mehr, sie ist sehr, sehr glücklich jetzt."

Da heiterte sich das Gesichtchen der Kleinen auf, und gehorsam ergriff sie die schwere Hacke und eilte den Weg zurück.

Der Mönch sah der Kleinen nach, bis ihr helles, verwaschenes Kleidchen hinter dem Holzgitter verschwunden war, und Thränen standen in seinen Augen.

„O du liebe heilige Unschuld!“ murmelte er. „Schützet ihr sie, heilige Gottesmutter und heiliger Mathias und erhaltet sie immer so rein und gut!“

2. Was der Benediktinermönch von der St. Mathias-Abtei erzählte.

Schon zeitig des andern Morgens trat der alte Klosterbruder bei der Muhme ein. Er brachte ihr Kräuter, die sie in Bädern gebrauchen sollte, für die kranken Glieder, und dann hatte er eine lange Unterredung mit ihr. Sie mußte ihm alles erzählen, was sie von Kati wußte, und der Pater hörte aus ihren Reden, wie lieb ihr das Franzosenkind geworden war, und er freute sich, sie in so guten Händen zu wissen. Er selber konnte wenig für das Mädchen thun; bei der Flucht der Mönche war er mit zwei andern kranken Mitbrüdern allein zurück geblieben, und sie hatten selber kaum das Nötigste. Aber er besuchte nun fast täglich die alte Muhme oder traf Kati am Grabe ihres Schwesterchens, und manche Stunde erzählte er der Kleinen von dem geliebten Kloster und der schönen Kirche. Wie Musik erklangen ihr die heimatlichen Laute, in denen der Klosterherr zu ihr sprach, und kein Wort entging ihrer Aufmerksamkeit.

„Ja, Schätze birgt unsere heilige Stätte hier," erzählte er; „aber nicht Gold und Silber und Edelsteine sind die kostbarsten, sondern noch viel, viel kostbarer als alles dies sind die Gebeine der heiligen Männer und Märtyrer, die hier

ruhen. Sie sind mit allem Gold und Silber der Erde nicht zu bezahlen. Höre aufmerksam zu, und du wirst staunen und dich freuen über das Glück, an diesem hl. Orte weilen zu dürfen und Schwester und Mutter hier begraben zu wissen! Also höre, was ich dir darüber zu berichten weiß!

Als noch zu Lebzeiten des Heilandes, einer seiner Apostel, Judas Iskariot, ihn für einen Silberling verraten hatte, wurde er aus dem Reiche seiner Getreuen hinaus gestoßen. An seine Stelle wurde der hl. Mathias gewählt. Er war geboren zu Bethlehem, einer von den zweiundsiebenzig Jünger Jesu und ein gar frommer Mann, ein eifriger Prediger und unerschütterlich in seinem Glauben. Als am Pfingsttage der hl. Geist in Gestalt von feurigen Zungen auf die Apostel hernieder stieg und sie mit dem großen Mut und der Beredsamkeit erfüllte, deren sie für ihr schweres Amt bedurften, da teilten sie den Erdkreis unter sich, und ein jeder ging in das Land, das ihm zugefallen war, um dort das Evangelium zu predigen. Der hl. Mathias kam nach Asien. Dort unter den Mohren und Juden predigte er dreiunddreißig Jahre lang; er bekehrte und taufte unendlich viele, aber er hatte auch viele Feinde. Der Hohepriester Ananias von Jerusalem ließ ihn einfangen, hielt Gericht über ihn und ließ ihn dann steinigen. Es ist dies ein schrecklicher Tod. Wenn durch ein Versehen oder aus Bosheit ein Stein nach uns geworfen wird, wenn er eine Beule oder auch nur eine leichte Verletzung an unserm Körper hervor bringt, wie schreien wir da auf vor Schmerz und suchen die Stelle durch frisches Wasser oder Salben abzukühlen! Wenn aber, wie beim heiligen Mathias, ein Heer fanatischer, böser Menschen, den armen Verurteilten überfällt, sich eine Freude daraus macht, ihn stöhnend und blutend vor sich zu sehen, so kannst du dir denken, was der hl. Mann ausgestanden hat. Sein Gesicht war mit Blut und Beulen bedeckt; von seinen Händen hingen Fleischfetzen, und

an seinem Körper war kein gesundes Glied mehr. Aber er beklagte sein Schicksal nicht, er lobte Gott bis zum letzten Atemzuge und bat ihn um Kraft bis an's Ende. Er dachte an den Heiland, an sein unmenschliches Leiden und frohlockte, ebenfalls leiden zu dürfen für ihn und seine Lehre. Als er, kaum noch als Mensch erkennbar, schon halb bedeckt mit Steinen auf der Erde lag, sprang ein römischer Soldat herzu und schlug ihm das Haupt ab. Vielleicht that er das in wilder Wut, vielleicht auch aus Mitleid für den Gesteinigten, denn dieser Streich machte den Leiden des hl. Mathias ein Ende. Die von ihm bekehrten Christen aber nahmen seinen Leichnam weg, sie begruben ihn trauernd und hielten sein Grab in hohen Ehren. Sein Tod aber war weit entfernt, seine Anhänger abzuschrecken, im Gegenteil, sie hingen um so fester an den Worten und Verheißungen ihres Lehrers.

Zu derselben Zeit aber waren die Römer ein großes, mächtiges Volk. Sie eroberten fremde Länder und zwangen die Einwohner, ihnen unterthan zu sein; sie bauten Wege und Städte und befestigten sie. Auch ein großer Teil des jetzigen Deutschlands gehörte ihnen, so auch Trier, die Hauptstadt Galliens. Der hl. Petrus, der als erstes Oberhaupt, als erster Papst die christliche Kirche regierte, wählte aus seinen Schülern drei erprobte Männer, die er für das wichtige Amt befähigt hielt, und sandte sie nach Trier, um daselbst den Heiden das Evangelium zu predigen. Es waren dies: der hl. E u c h a r i u s, V a l e r i u s und M a t e r n u s. Den hl. Eucharius hatte er zum Bischof geweiht. Während der Reise aber erkrankte Maternus und starb. Der hl. Eucharius wollte jedoch nicht ohne den Gefährten die Reise fortsetzen und kehrte zum hl. Petrus zurück, um ihm die Trauerbotschaft zu bringen. Dieser hieß ihn zurück eilen zum Grabe des hl. Maternus und gab ihm seinen Stab mit, damit solle er ihn in seinem Namen zum Leben erwecken. Vertrauensvoll wanderte der

fromme Mann noch einmal den Weg; aber die Reise war beschwerlich, und vierzig Tage lang lag bereits der hl. Marternus in der Erde, als er bei seiner Begräbnißstätte ankam. Da erhob er den Stab des hl. Petrus, hielt ihn über das Grab und rief mit lauter Stimme: „Petrus der Apostel befiehlt dir im Namen Jesu Christi, dich sofort zu erheben, um die Reise mit uns fortzusetzen.“

Und in Gegenwart einer großen Volksmenge hob sich der Tote aus seiner Verwesung, und in voller Gesundheit folgte er den beiden Gefährten auf ihrer Wanderung. Später wurde auf dieser Stelle eine Kirche gebaut, die man die Kirche der Auferstehung nannte.

In Trier aber lebten zu dieser Zeit nur hartnäckige Heiden, und als die hl. Männer dort ankamen und anfangen wollten, das Evangelium zu predigen, da trieben sie dieselben vor die Thore der Stadt und wollten sie steinigen. Der hl. Eucharius aber bat Gott kniefällig, sie aus dieser Not und Gefahr zu retten. Und siehe da, die ganze Volksmenge wurde von einer unsichtbaren Macht erfaßt und festgehalten, und sie blieben solange in diesem Bann, bis der hl. Eucharius zum lieben Gott um Befreiung für sie bat. Unter dieser Volksmenge befand sich auch eine vornehme römische Dame, die Albana hieß. Sie war Witwe und hatte nur ein einziges Söhnchen. Es war schon längere Zeit krank, und einige Minuten nach diesem Vorfall brachte man ihr die Kunde, daß dasselbe gestorben sei. Da weinte sie laut auf, warf sich jedoch, von einer plötzlichen Eingebung getrieben, dem hl. Eucharius zu Füßen und flehte ihn an, ihr Kind wieder zum Leben zu erwecken. Sie wolle, wenn er ihre Bitte erhöre, mit ihrem ganzen Hause an Christus, seinen Gott, glauben. Und der hl. Mann folgte ihr von einer großen Volksmenge begleitet bis zu ihrem Hause, und bei dem Toten angekommen, kniete er nieder und betete lange. Dann erhob er sich, nahm

die Hand des toten Knaben und sprach: „Jüngling, im Namen Jesu, der durch seine Macht den einzigen Sohn der Witwe vom Tode erweckte, befehle ich dir zum Leben zurück zu kehren, damit du den Irrtum der Götzen verlassest und im wahren Glauben deinen Schöpfer anbetest!"

Und alsobald erhob sich der Knabe: er lebte; und das Volk rief mit tausend Stimmen: „Groß ist der Christengott, der durch seine Diener solche Wunder vollbringen läßt."

In der Nacht darauf aber hatte ein Ratsherr der Stadt eine Erscheinung. Er sah eine strahlende Gestalt mit einem Kreuze in der Hand. Und sie befahl ihm, die drei Männer, die eben angekommen seien, zu hören und zu schützen; denn ihr Glaube sei der echte, und ihre Lehren seien wahr.

Als der Ratsherr am folgenden Morgen von dieser Erscheinung erzählte, glaubten ihm viele Bürger und ließen sich mit ihren Familien von den hl. Männern taufen. Dies geschah in einem Bache, der noch jetzt fließt und des hl. Oeles wegen, das dabei gebraucht wurde, noch heute der Olewiger Bach heißt.

Auch die Witwe Albana mit ihrem Sohne und ihrem ganzen Hause war unter den Getauften. Sie bot den ersten Christen ihr Haus an als Versammlungsort, und in ihrem Hause war es, wo zuerst Gottesdienst für die Trierer Christen gehalten wurde. Die Villa Albana aber stand hier auf dem Platze, wo du jetzt die St. Mathias-Kirche siehst, und hier auf diesem Kirchhofe war der Begräbnis-Platz der heidnischen römischen Einwohner von Trier und später auch der ersten Christen.

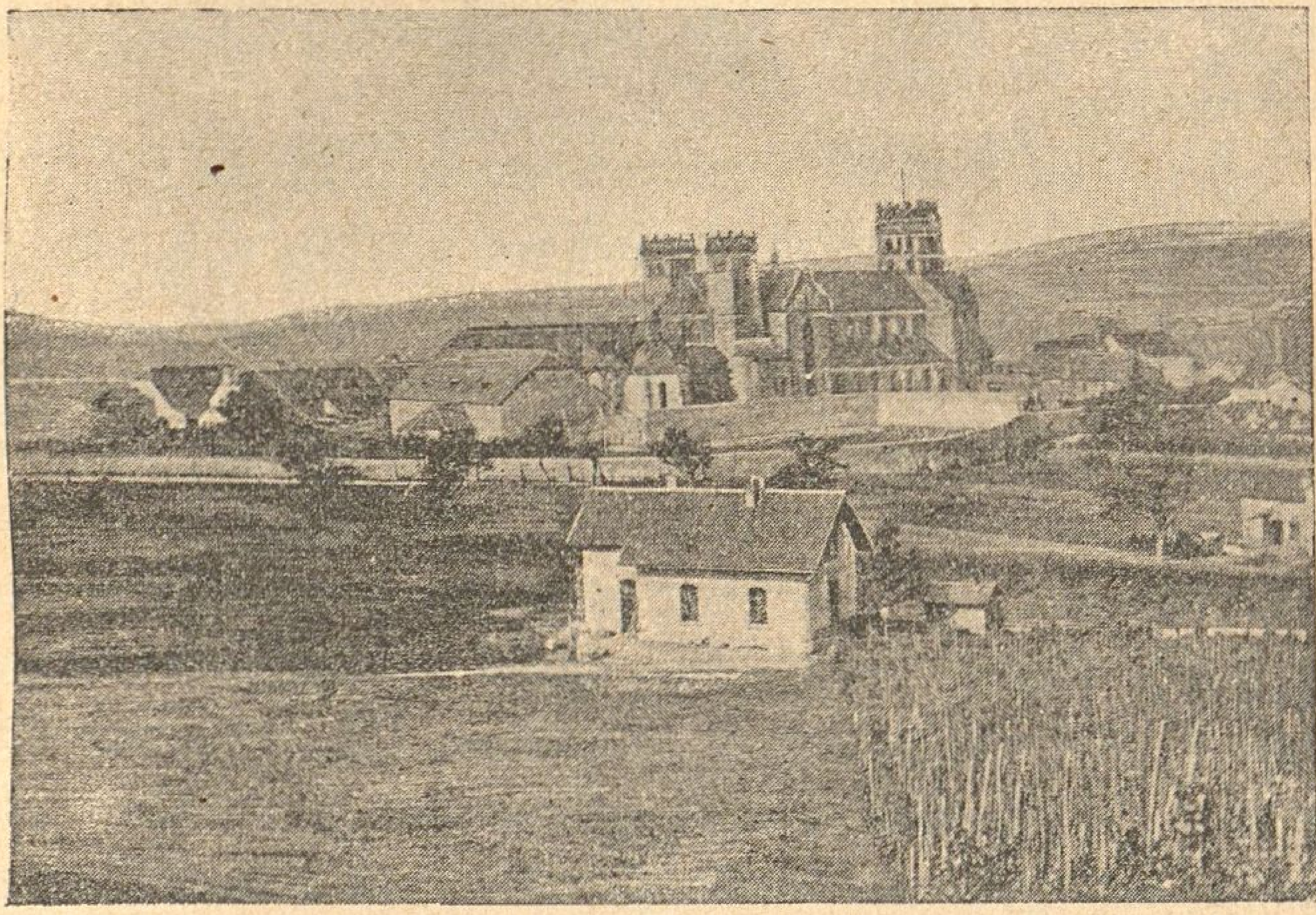
Der hl. Eucharius verwaltete dreiundzwanzig Jahre lang das Amt eines Bischofes von Trier; ihm folgte der hl. Valerius, der noch fünfzehn Jahre lebte, und dann kam der hl. Maternus, der noch vierzig Jahre lang Bischof war und als hochbetagter Greis starb. — An die Stelle der Villa Albana bauten die Christen

eine Kirche und nannten sie die Eucharius-Kirche. Später siedelten sich dann Mönche in der Nähe an, und so entstand unser schönes, uraltes Kloster. Die Gräber der hl. Männer aber wurden hochverehrt, und der liebe Gott zeigte auch nach ihrem Tode durch viele Wunder an, wie sehr er diese seine Diener ausgezeichnet hatte.

Doch trotz allem diesem war es nicht so leicht, das Christentum in die heidnische Stadt zu verpflanzen, und viele, viele Christen mußten ihr Leben lassen für ihren Glauben. Von diesen aber liegen die meisten hier begraben, viele, die man kennt und verehrt als heilige Märtyrer, noch mehr aber, die unbekannt hier ruhen bis zum jüngsten Tage, wo ihre Leiber in glorreicher Herrlichkeit auferstehen werden. Die heilige Helena, eine römische Kaiserin, die Christin und überaus fromm war, brachte aus Palästina die Gebeine des hl. Mathias nach Rom und von da in ihre Vaterstadt Trier. Sie wurden in der Eucharius-Kirche begraben, und lange wußte man nicht, wo sie lagen, weil die Feinde des Christentums allen Schätzen und Reliquien der Christen nachstellten. Im Jahre 1127 fand man die hl. Gebeine wieder, und von da ab wurde die Eucharius-Kirche die St. Mathias-Kirche genannt. Viele Wunder aber geschahen an seinem Grabe. Blinde wurden sehend, Gefangene frei, Aussätzige geheilt; Tauben wurde das Gehör und Stummen die Sprache wieder gegeben, Tote wurden wieder zum Leben auferweckt. In allen Nöten rief man zum hl. Mathias um Hilfe. Dies Gotteshaus, das unter seinem mächtigen Schutz steht, ward oft beraubt, entweiht, in Brand gesteckt, aber immer wieder erhob es sich aus den Trümmern; es zu vernichten, gelang den Feinden nicht und wird ihnen nie gelingen.

Auch jetzt haben sie es wieder geschändet; siehst du das leere Glockengehäuse? Sie haben sie zerschlagen, geraubt, unsere Glocken, die wir hier auf diesem

Platz gegossen. Wo du jetzt sitzest, Kati, da standen vor wenig Jahren alle Kinder von St. Mathias versammelt, und unter dem Gebet der Kleinen folgte der Guß. Alle gelangen, nur die größte Glocke nicht, und da haben wir Gold- und Silber-Geräte zusammen geschleppt und erbettelt und Körbe voll hinein geschüttet in das kochende Metall. Da gelang der Guß, und das helle, reine Geläute tröstete uns für den andern Verlust. Vor elf Jahren erst, hatte ja ein großer Brand unsere Kirche verheert, unser Glockengeläute, das so



Die St. Mathias-Kirche bei Trier.

schön war wie weit und breit keines mehr, verstummen gemacht; denn die Thürme brannten ab, und die Glocken sind geschmolzen in der Feuersglut. Noch einmal hatten sie geläutet mitten in den Brand hinein, ohne daß eine Hand sie berührte, während die Flammen sie mit glühendem Oden umumleckten. O ich werde es nie vergessen, dies Geläute, so mächtig, so klagend, wie ein Hilfeschrei schallte es mit ehernen Tönen in's Trierische Land hinein! Dann auf einmal verstummte es; die Glut verschmolz das edle Metall, und zischend

goß es sich wie ein feuriger Strom auf die Trümmer. Wieviel Mühe, wieviel Arbeit haben wir seitdem verwandt, unser schönes Gotteshaus wieder herzurichten! Und jetzt ist ein anderer Feind gekommen und hat wieder alles, alles zerstört. Sie haben geraubt, geplündert, und Gott weiß, was noch alles mit unserer Kirche geschehen wird. Meine Brüder sind geflohen, ich bin zurück geblieben alt und müde; ich will hier bleiben und die Stätte des Elendes beweinen. Aber der liebe Gott wird nicht zugeben, daß sein heiliger Tempel selber zerstört werde; denn zu viele seiner treuesten Diener liegen hier begraben.

Siehst du dort die Quirinus Kapelle? Der hl. Quirinus ist ein Martyrer; er wird als Heiliger verehrt, und doch war er nur ganz kurze Zeit ein Christ. Er war ein römischer Tribun, und als er eines Tages den Dienst hatte, gefangene Christen im Gefängnis zu bewachen, berührte ein Gnadenstrahl des Heilandes sein Herz. Er hörte der Unterhaltung der Gefangenen zu, und einer plötzlichen Eingebung folgend bat er den Bischof, der die Gefangenen besuchte, seine schwer kranke Tochter wieder gesund zu machen. Er wolle dann an Christus glauben und offen dies Bekenntnis aussprechen. Im Namen des Heilandes vollbrachte der Bischof das Wunder, und von der Stunde an bekannte sich Quirinus zum Christentum. Er öffnete den andern Christen die Thore und bot ihnen die Freiheit an, er selber wollte alle Verantwortung tragen. Da kannte die Wut der heidnischen Römer keine Grenzen mehr, und Quirinus mußte den entsetzlichsten Martertod leiden. Man schnitt ihm die Zunge aus, hieb ihm dann eine Hand, einen Fuß nach dem andern ab, bis er zuletzt gräßlich verstümmelt unter den qualvollsten Schmerzen seinen Geist aufgab. Auch von diesem Heiligen werden hier Ueberreste aufbewahrt.

Und so ruhen die Gebeine noch gar vieler Heiliger hier auf dem Kirchhof und in dem Tempel selbst, und das sind die

kostbarsten Schätze von St. Mathias. Deshalb sei versichert, daß dein Schwesterlein gerne und sicher hier ruht an der Seite solch geheiligter Leiber!

Bleibe du hier, Kati! Vielleicht hat der liebe Gott deinen schwachen Händen ein Werk anvertraut, das er dir im Traum durch dein Schwesterchen sagen ließ. Vielleicht bist du dazu bestimmt, deinen Vater, der noch lebt, aus irgend einer Gefahr zu retten. Und wenn dies auch ein leerer Traum wäre, bleibe dennoch hier! Du hast keine Heimat mehr; aber so Gott will, soll dir noch eine werden. Zwar bin ich augenblicklich selber heimatlos und habe nichts; doch hoffe ich bestimmt, daß Gott uns auch aus dieser Not hilft und wieder bessere Zeiten kommen. Ich werde dann sorgen, daß du in gute Hände kommst; sei versichert, ein guter Vater wacht über den Waisen!

3. Das Wiedersehen.

Doch die Zeiten wurden immer schlechter; das ansteckende Fieber, die hitzige Krankheit verbreitete sich immer mehr, alle Krankenhäuser waren überfüllt; auch in die Bürgersfamilien schlich sich die Seuche ein, und zuletzt wußte man sich keinen andern Rat und verwandelte die große, schöne Kirche in ein Lazareth um. Man schleppte Stroh auf die blanke Erde und legte die Kranken darauf. Tag und Nacht ertönte jetzt das Klagen und Stöhnen in den hohen Hallen wieder. Kati war immer unter den Kranken; dort traf sie ja am sichersten den alten Klosterherrn, dessen Schritten sie folgte wie ein treues Hündchen. Zuerst hatte der Bruder versucht, die Kleine aus der Nähe dieser ansteckenden Luft fern zu halten; aber immer wieder schlich Kati ihm nach, und er konnte ihr nicht zürnen, wenn sie ihn mit traurigen Augen ansah und ihn bat, bei ihm bleiben zu dürfen; sie wolle auch ganz still und brav sein. So ließ er sie denn gewähren, und Kati schien gefeit gegen alle Krankheit; sie blühte wie ein Röschen in der verseuchten Luft mitten zwischen den jammernden Kranken. Der Pater that, was er konnte. Er tröstete die Kranken, erleichterte ihre Schmerzen, betete mit ihnen und stand ihnen

bei in den letzten Stunden. Kati half ihm; sie schleppte Wasser herbei und reichte es den Fiebernden; sie trug ihm die Sachen nach, deren er bei den Kranken bedurfte, und es war rührend anzusehen, wenn das kleine Franzosenkind bei einem Landsmann niederkniete und in seiner Heimatsprache die Sterbgebete sprach, die es der Mönch gelehrt hatte. Nie aber vergaß Kati die hl. Gottesmutter. Täglich stand sie vor ihrem Bilde und legte auf den Altar zu ihren Füßen ein Blumensträußchen oder auch nur ein Blümchen. Die Altäre waren ja allen Schmuckes beraubt und dienten jetzt als Tische, auf denen alles Mögliche lag und stand. Einmal hatte Kati den Klosterbruder darüber klagen gehört, und seit dieser Zeit suchte sie den Muttergottesaltar soviel als möglich zu säubern, und niemandem fiel es ein, dem Kind dabei zu wehren. Die Kranken gewöhnten sich an Kati wie an etwas Selbstverständliches, und kam der Bruder einmal allein, dann frugen sie ihn wohl, warum das kleine Franzosenkind nicht auch da sei. — Kati wandelte zwischen den Kranken umher „still und brav", wie sie es dem Pater versprochen hatte. Sie war nicht wie andere Kinder, sie spielte, sprang und tanzte nicht; sie war immer ernst, und ihre einzige stille Freude war, das Grab ihrer Louison zu besuchen. Dort konnte sie stundenlang sitzen und plaudern mit dem toten Schwesterlein, ihr alles erzählen, und ihr konnte sie singen ein freundliches Liedchen aus dem Heimatland. Nur eine große Sorge hatte sie. Das war die Furcht, man möchte das Grab ihres Schwesterleins umgraben wie so viele andere. An der hitzigen Krankheit starben nämlich täglich viele Menschen; man hatte eine große Gruft gemacht und legte sie alle hinein ohne Sarg, ohne Sang und Klang, wie sie eben starben. Louison lag zwar weit entfernt; aber einmal hatte sie jemand sagen hören: „Wenn das so fort geht, wird noch der ganze Kirchhof überfüllt."

Eines Tages wurde wiederum eine große Anzahl kranker französischer Soldaten in die Kirche gebracht; man legte sie nicht weit vom Muttergottesaltar an die Seitenwand, weil da eben Platz war. Wie immer eilte der Pater herzu, um Hilfe zu leisten, wo es not that. Man hatte zwar die Mönche verjagt, aber hier in Not und Ansteckungsgefahr ließ man sie gewähren; dafür waren sie gerade gut genug. Der fromme Bruder aber dachte in diesen schrecklichen Tagen nicht an solche Gegensätze, er sah in den armen Kranken nur seine leidenden Mitbrüder und sorgte für sie.

Kati war nicht da, sie war auf dem Felde und suchte die spärlichen Blümchen für eine Spende auf den Muttergottesaltar. Unter den Kranken waren aber viele, die keine Religion und keinen Glauben hatten, und der Pater hatte große Mühe und Sorge mit ihnen; denn es ging ihm jedesmal ein Stich in's Herz, wenn einer starb, ohne sich mit Gott zu versöhnen. Auch unter den Neuhergebrachten waren solche. Als der Pater in französischer Sprache einem derselben von Gott sprechen wollte, da wandte er den Kopf seitwärts und sagte: „Laßt mich in Ruhe, Vater! Eure Worte nützen doch nichts. Ich glaube nicht mehr an Gott und will nicht mehr an ihn glauben. Ich habe auf der Welt noch nichts gehabt als Leid und Plag; warum soll ich glauben, weil ich arm und elend bin, während so viele andere nicht glauben und doch reich und glücklich sind?“

„Und wißt Ihr denn nicht, daß Gott gerade diejenigen am meisten heimsucht, die er am meisten liebt?“ frug der Bruder milde.

„Man hat mir das schon so oft gesagt; und ich habe mich selber an diesen Gedanken angeklammert wie ein Ertrinkender an den Strohhalm; jetzt kann ich nicht mehr. Wenn Gott mir Leiden schickt, dann soll er mir auch Kraft dazu

geben; aber mir fehlt der Mut, mir fehlt die Kraft, mir fehlt alles."

„Weil Ihr Euch selber aufgebt, weil Ihr nicht mehr glauben wollt. Solange Ihr den Wunsch habt, solange ihr wollt, daß Gott Euch helfen möge, solange thut er es auch."

„Ich habe es lange genug versucht, ich kann nicht mehr. Hört mich und mein Schicksal! Nicht einen einzigen Lichtstrahl schickte er mir, nicht einen einzigen Trost. Ich habe zu ihm gebetet, zu ihm als dem Allmächtigen, daß er mir nur ein Zeichen schicken möge, ob meine Frau, meine Kinder noch lebten, oder ob sie gestorben seien. Ich wäre ja mit jeder Nachricht zufrieden gewesen, aber nichts hörte ich von ihnen. Ich versuchte zu entfliehen, um heim zu eilen und mir Gewißheit zu verschaffen; aber man faßte mich, ich wurde in's Gefängniß geworfen und hart bestraft; viel fehlte nicht, so hätte man den Deserteur erschossen. Und was hatte ich verbrochen, daß mich so das Unglück traf? Ich bin als Waise groß geworden auf dem Hofgut eines reichen Bauern. Ich hütete ihm die Schafe und bekam dafür mehr Schläge als Brod. Als ich alt genug war, entlief ich meinem Peiniger, und unter harter Arbeit verdiente ich meinen Unterhalt. Ich wollte Soldat werden, aber man nahm mich nicht; ich sei zu schwach dazu, sagten sie. Als ich mir dann endlich mit Mühe und Not eine Lebensstellung erarbeitet hatte, gründete ich meinen eigenen Heerd. Ich lebte vier Jahre mit meiner Frau und meinen Kindern, das war die einzige glückliche Zeit meines Lebens. Und als der Krieg kam, da mußte ich Soldat werden; ich wehrte mich, aber sie schleppten mich mit Gewalt fort. Früher, als ich mich freiwillig in ihre Dienste stellen wollte, da mochten sie mich nicht, und als ich für Frau und Kinder zu sorgen hatte, da zwangen sie mich dazu. Und warum? Weil ich kein Geld hatte, mich loszukaufen, weil ich

arm war und zwei gesunde Arme hatte. Lumpige fünfhundert Franken gaben sie mir; das war das Blutgeld, womit ich bezahlt wurde; das war die Entschädigung, die eine arme Frau erhielt, weil man ihr den Ernährer raubte. Wie lange werden die fünfhundert Franken gehalten haben? O wie wird sie gehungert haben mit den armen Kindern! Und das alles läßt Gott zu."

Der kranke Soldat ballte die Faust; das gelbe Gesicht ward aschfahl, und stöhnend ließ er den Kopf auf das harte Stroh sinken.

Der Pater schüttelte ihn. „Ihr sprecht in der Verzweiflung, Mann! Möge Gott es Euch nicht anrechnen! Ihr seid zu krank; Ihr wißt nicht, was Ihr sagt; Ihr redet im Fieber. Wisset, Gott ist gütig, er ist barmherzig und ist allmächtig! Nur ein Wink von ihm, und eure Frau und eure Kinder stünden hier an eurer Seite; aber seine Ratschlüsse sind unerforschlich, und er läßt sich nichts abzwingen von seinen Geschöpfen. Wir müssen nur beten, beten, beten — — —."

„Ich wollte es ja gerne, ich wollte wieder an ihn glauben, ich wollte ja beten und alle Schmerzen als Sühne annehmen," schrie der Mann verzweifelt; „aber ein Zeichen soll er mir geben, ein einziges nur! O Gott, sie nennen dich den Barmherzigen! Ist's denn wahr, so übe auch Barmherzigkeit an einem Verzweifelnden! Laß mich wissen, bevor ich sterbe, was aus meiner Frau geworden ist, aus meinen Kindern! — — O meine süße kleine Kati, meine herzige Louison!"

Bei diesen Worten stieß der Pater einen Schrei aus; er sprang auf, riß das Sammetkäppchen von den weißen Locken, und die zitternde Hand gen Himmel erhoben rief er mit so lauter, mächtiger Stimme, daß es durch die ganze Kirche wiederhallte und alle Menschen darin, gesunde und kranke, plötz-

lich stille schwiegen: „Groß bist du, o Gott, und barmherzig und allmächtig! Dein Name sei gepriesen von allen Völkern, und dein Ruhm bestehet bis in Ewigkeit! Du hast deinen Diener erhöret, der im Staub vor dir um Barmherzigkeit schrie."

Es war ganz, ganz still geworden in der Kirche; alle Menschen lauschten erstaunt und sahen den Pater an, wie er da stand gleich einem Propheten. Sein Gesicht war weiß wie Marmor, und seine Augen leuchteten in überirdischem Glanze. Der kranke französische Soldat, an dessen Lager er stand, konnte sich den Vorgang gar nicht erklären; beinahe fing er an zu zweifeln, ob der alte Klosterbruder noch bei Sinnen sei. Doch dieser hatte sich schon aufgerafft, mit zitternden Füßen eilte er zum Ausgang.

„Kati, Kati, kleines Franzosenkind!" rief er mit bebender Stimme; „komm, gib Zeugnis von deinem Schöpfer! Sag es ihnen allen, daß es noch einen Gott gibt, daß er gütig, allmächtig und barmherzig ist! Kati, Kati, wo bist du? Kati, Kati!"

Und da stand auch schon das kleine Franzosenkind im Thoreingange, ein armes, zerlumptes, barfüßiges Mädchen mit braun verbranntem Gesichtchen, aus dem ein Paar dunkler, unschuldsvoller Augen gar fragend auf den greisen Klosterherrn schauten. In den braunen Händchen hielt es einen Strauß frisch erblühter Herbstblumen.

Der Pater ergriff seine Hand und zog das erstaunte Kind mit flüchtigen Schritten an das Lager des französischen Soldaten. Dieser sah die Kleine, und mit einem wilden Schrei schnellte er empor. Seine Augen öffneten sich entsetzt; er wollte sprechen, aber er brachte kein Wort hervor.

Kati schmiegte sich erschreckt an ihren Beschützer, doch dieser schob sie vor sich her bis dicht zu dem Mann. Er beugte sich zu ihm nieder, strich ihm über das erstarrte Gesicht und reichte ihm einen Schluck Wein. „Da trinkt, Mann!

Das wird Euch kräftigen, dies Wiedersehen hat Euch zu sehr angegriffen."

Mechanisch nahm der Soldat das Dargereichte, seine Augen aber hingen unverwandt an dem Franzosenkind.

Nach dem Trunke löste sich die Erstarrung, Tränen schossen ihm in die Augen und rollten in den langen, verwilderten Bart. „O Kati, Kati!" schluchzte er; „ist es denn wahr, bist du es wirklich, oder ist es dein Geist? Wo ist deine Mutter, wo Louison? Hat euch Gott denn selber geschickt?"

Aber Kati fürchtete sich vor dem Manne, den es nicht kannte, und klammerte sich ängstlich an den Klosterbruder.

„Geduldet Euch ein wenig, mein Freund!" sagte dieser teilnehmend. „Kati kennt Euch nicht mehr. Es ist lange her, daß sie Euch zum letzten male sah, und ihr habt Euch auch jedenfalls sehr verändert."

„Ja, das habe ich, aber Kati dagegen gar nicht, nur größer ist sie geworden. — Wo ist denn meine Frau, wo ist Louison? O Gott, nach all dem Leid ist dies des Glückes fast zu viel!"

„Faßt Euch, lieber Mann, und traget mit Ergebenheit das Glück und das Unglück, das Gott euch schickt!" sagte der Pater tröstend. „Ihr riefet vorhin zu Gott dem Barmherzigen, er solle Euch ein Zeichen, ein einziges nur schicken von Eurer Frau und von Euren Kinder, und welche Nachricht es auch sei, Ihr wolltet sie dankbar annehmen. Wohlan! Gott sandte Euch dies Zeichen, ein lebendiges Wahrzeichen seiner Macht, Euer Kind selber. Danket ihm für das große Glück, das er Euch gelassen und beweinet still den Verlust, der Euch getroffen! Eure Frau und Louison sind Euch voran gegangen in das Jenseits, wo es kein irdisches Leid mehr gibt. Sie ruhen friedlich hier auf unserm Kirchhof, und Kati schmückt täglich ihre Gräber."

Da barg der französische Soldat das bleiche Gesicht in beide Hände und weinte lange und bitterlich. Der Pater ließ ihn gewähren; er wußte ja, daß dieser Schmerz wie jeder andere austoben mußte. Er zog indessen Kati zu sich heran und erzählte ihr, daß dies ihr Vater sei, der nämliche, dem sie so manches mal auf den Knien gesessen, der ihr erzählt und vorgesungen habe. Die Kleine betrachtete aufmerksam den kranken, weinenden Mann vor sich; aber der lange Bart bedeckte das halbe Gesicht, und dieses selbst war so eingefallen und abgemagert, daß auch nicht die kleinste Erinnerung bei seinem Anblick in ihr aufdämmerte. Gar oft und viel hatte das tote Mütterlein in ihren letzten Lebenstagen dem Kinde erzählt von dem Vater, und wie gut und lieb er war. Aber Kati war erst fünf Jahre alt, und fast zwei Jahre waren es her, seit der Vater von ihnen geschieden war, und das Bild, das im Geiste des Kindes fortlebte, war ein so ganz anderes als das, welches es nun vor sich sah. — Eine Gruppe Neugieriger hatte sich während dem um sie versammelt; alle wollten wissen, was es für eine Bewandnis habe mit dem kleinen Franzosenkind. Und der Bruder erzählte ihnen in schlichten Worten die rührende Geschichte und bat sie dann, sich zu entfernen, weil die vielen fremden Gesichter Vater und Tochter einschüchtern würden. Und sie gingen willig auseinander und erzählten es wieder, und so verbreitete sich die Nachricht durch die ganze Kirche.

4. Eine Wohlthäterin.

Unten am äußersten Ende der Kirche aber kniete eine vornehme Dame in tiefer Trauer am Bette eines armen Kranken. Auch ihr wurde es erzählt. Sie kannte das Franzosenkind erst seit einigen Tagen, seitdem sie vom Sterbebette ihres letzten Kindes gekommen war, um die armen Kranken in der St. Mathias-Kirche zu pflegen. Sie eilte dem Platze zu und blieb in einiger Entfernung von der Gruppe stehen. Da kniete eben klein Kati neben dem Vater und reichte ihm gehorsam das Händchen zum Gruß. Der kranke Mann hielt die Hand seines Kindes lange in der seinen; er wagte nicht, es an sein Herz zu ziehen, wie er es wünschte. „Kati könnte auch das Fieber bekommen,“ sagte er zu dem Pater. Dann mußte es ihm alles erzählen vom Mütterchen, von der süßen, kleinen Louison, und darüber wurde die Kleine ganz zutraulich. Auch von dem Traum auf ihrem Grab erzählte sie, und wieder weinte der kranke Mann.

„Schickt das Kind fort für ein Weilchen!“ sagte er dann; „ich habe eine Rechnung auszugleichen mit unserm Herrgott, und erst wenn das geschehen ist, bin ich wieder ruhig.“

Der Pater sagte einige Worte zu der Kleinen, und als diese sich entfernen wollte, trat die schwarz gekleidete Dame rasch herzu.

„Ich habe die Geschichte unseres kleinen Franzosenkindes gehört," redete sie den Bruder an; „erlauben Sie mir, daß ich mich der beiden, Kati's und ihres Vaters, annehme! Sie kennen mich ja, ehrwürdiger Vater! Ich bin allein, mein Mann und meine Kinder sind tot; die Furcht, mit meinem Schmerz allein zu sein, trieb mich täglich hier in die Kirche, um den armen Kranken zu helfen und bei ihrem Leid das eigene Weh zu vergessen. Ich will denken, daß der liebe Gott mir hier einen Wink gegeben hat, daß er mich durch dieses Kind trösten will. Es ist arm und verlassen wie sein Vater; ich bin reich, ich will beide in mein Haus aufnehmen, und Kati soll mir helfen den Vater wieder gesund pflegen."

„O segne Sie Gott tausendfach für diesen Entschluß!" sagte der Klostergeistliche mit Freuden. „Sie thun ein gutes Werk, das sich selbst schon belohnt. Kati ist das beste Kind von der Welt; Sie werden nur Freude an ihr erleben, und ich will Gott danken, daß sie in so gute Hände kommt. Für den Vater aber werden Sie wenig mehr thun können; ich glaube nicht, daß er noch lange lebt; er ist zu schwach und elend, um lange dieser heimtückischen Krankheit wiederstehen zu können. Doch ich muß fort, eine heilige Pflicht ruft mich; beten Sie derweilen für den Aermsten! Und du, Kati, gehe mit der Dame! Ich werde bald wieder bei euch sein."

Und der Mönch eilte zu dem Kranken zurück, während Kati an der Hand der Dame auf den Muttergottesaltar zuschritt. Das Kind hielt noch immer das Sträußchen in den Händen.

„So, nun lege wie immer deine Spende hierhin!" sagte die Dame niederknieend; „ich habe dich nun schon so oft der Himmelskönigin deine Blümchen bringen gesehen. Und dann komm!

Wir wollen so recht von Herzen beten und dem lieben Gott danken für das große Glück, das er deinem Vater, dir und mir geschenkt. Fortan nenne du mich Tante Louise! Ich heiße Louise wie dein Schwesterlein. Du sollst nun immer bei mir bleiben, du sollst mich lieb haben; ich will dich hegen und pflegen wie mein eigenes Kind, und wir werden von jetzt ab immer zusammen das Grab deiner Louison schmücken."

Kati sah mit großen Augen andächtig zu der schönen, vornehmen Dame auf. Sie verstand nichts weiter von ihrer Rede, als daß sie Louisons Grab schmücken wollte, und das war der Kleinen genug. Zutraulich lehnte sie sich an ihren Arm, und während zwei gläubige Herzen zum Heiland beteten, führte der fromme Pater ein verirrtes Schäfchen in seine Heerde zurück und versöhnte den armen sterbenden Soldaten mit seinem Gott im hl. Sakrament der Buße.

Noch an demselben Abend ließ Kati's neue Pflegemutter ihren Vater aus der Kirche fortbringen in ein Nachbarhaus, wo sie ein gesundes, luftiges Krankenzimmer für ihn hergerichtet hatte. Sie selbst pflegte ihn treulich, und Kati war beständig um ihn. Auch der alte Pater besuchte ihn oft. „Es ist doch wie ein Wunder," sagte er einmal zu ihm, „daß ich Kati so wiedergefunden habe; ich frage mich oft selber, mit was ich das verdient habe; ich war doch recht vermessen gegen unsern Herrgott."

„Jeder Mensch fehlt im Leben," sagte der Pater ernst: „Ihr waret ja früher ein braver Christ, das Unglück hatte Euch ungerecht gemacht. Aber für Eure Rettung beteten zwei fromme Seelen im Himmel und ein irdischer Engel auf Erden. Ihr selber hattet einst Eure Kinder gelehrt, Gott zu kennen und zu ihm zu beten, und als Ihr Euch von ihm abwandtet, da waren sie es, die Euch zurückführten; und durch ihren Mund drang Euer eigenes Gebet zum Himmel."

Kati's Vater war sehr ergeben und geduldig. Doch mußte er noch viel leiden, und auch die gute Pflege konnte ihm die Gesundheit nicht wiedergeben. Er lebte noch acht Tage, dann starb er ohne großen Kampf. Er wußte ja, daß Kati von nun ab in guten Händen war, und daß seine Frau und Louison ihn jenseits mit Freuden erwarteten, nun er sich mit Gott versöhnt hatte. Er wurde nicht in das Massengrab gelegt. Tante Louise sorgte bei Zeiten, daß er einen Sarg bekam und in ein eigenes Grab gelegt ward.

Die alte Muhme aber weinte bittere Thränen, als Kati mit der vornehmen Dame in die Stadt zog; doch wurde auch für sie gesorgt, und so oft Kati die Gräber ihrer Lieben besuchte, fand sie sich auch bei Frau Suse ein.

5. Das Schicksal der Abtei.

Aus dem armen Franzosenkind wurde nun ein wohlerzogenes Mädchen, und man erkannte in dem feingekleideten Kind kaum noch die arme Waise von ehedem. Trotzdem blieb Kati einfach in ihren Sitten und demütig von Herzen. Mit aufrichtiger, herzlicher Liebe hing sie an ihrer Pflegemutter, die sie am liebsten Tante Louison nannte. Doch der Weg nach der St. Mathias-Kirche blieb stets ihr liebster Spaziergang und ein Stündchen auf dem Kirchhof ihre liebste Erholung. Sie konnte das teure Schwesterlein nicht vergessen, das eine Zeit lang ihr alles gewesen war, und dem sie alles hatte ersetzen müssen. Aber auch ihrem alten Beschützer blieb sie ebenso anhänglich, und der greise Klosterbruder freute sich, so oft er das Franzosenkind wieder sah; sie war seine einzige Freude, denn die Zustände für sein geliebtes Kloster wurden immer trauriger. Die hitzige Krankheit wütete noch immer fort; fast schien es, als solle sich das Schreckensjahr von 1542 wiederholen, wo die Pest so viele Menschen und Klosterbewohner hingerafft hatte, daß im ganzen Ort St. Mathias nur hundert Menschen übrig geblieben waren. Die Haupträdelsführer der Revolution waren in Paris nun selber durch

die Guillotine hingerichtet worden; aber der Aufruhr, den sie hervorgerufen, wirkte noch lange überall nach, wohin er gedrungen war. Und wenn auch einige der Plünderer bestraft wurden, so wurde trotzdem in allen Ecken noch geraubt und zerstört. Und zuletzt wurde noch das Meiste, was von den Klöstern übrig geblieben war, gesetzlich eingezogen und verkauft. So legte man im Oktober 1797 alle Klosterbibliotheken mit Beschlag und verschleuderte sie später für ein Spottgeld. Mit dem Kloster St. Mathias ging es nicht besser, und der alte Klosterherr mußte noch erleben, daß man seine geliebten schönen Bücher fortschleppte, daß seine Mitbrüder heimkehrten und eine zerstörte Stätte da fanden, wo früher die peinlichste Ordnung und ein kräftiger Wohlstand geherrscht hatten. Aber das war noch nicht alles. Man nahm den Mönchen auch die Aussicht, sich jemals wieder aus den öden, leeren Sälen ein wohnliches Heim herrichten zu können. Im Jahre 1803 wurde das ganze Kloster mit all seinen Gebäulichkeiten, mit seinen herrlichen Ländereien, mit seinen Gärten, Wäldern und Weinbergen, wo jahrhundertlanger Fleiß von einfachen, anspruchslosen Mönchen ein herrliches Besitztum geschaffen, das für Freund und Feind, besonders aber für die Armen stets ein gastliches Dach hatte, beschlagnahmt und dann für einen Spottpreis verkauft. Selbst die Kirche lief eine Zeit lang Gefahr, ein Opfer der Zerstörungswut zu werden. Man wollte sie niederreißen und den Bürgern von St. Mathias nur die Medardus-Kirche zu Medard als Pfarrkirche belassen. Daß dies nicht geschah, ist besonders den Bemühungen eines der Benediktinermönche zu verdanken. Der letzte Prior von der St. Mathias-Abtei wurde auch der erste Pfarrer der St. Mathias-Kirche, während man die Medardus-Kirche niederriess. Die Kirche sah verwüstet aus, fast wie eine Ruine. Mit Mühe und Not gelang es einem Pater, sich aus der Zahl der geraubten Glocken, die nach Metz gebracht worden waren,

vier andere auszusuchen und in die St. Mathias-Kirche zu bringen.

Dies alles erlebte noch der alte Klosterherr, und es erfüllte ihn mit tiefster Trauer. Er konnte es lange gar nicht fassen, daß man sein geliebtes Kloster, die Stätte all seiner Wünsche um des schnöden Mammons willen verkauft hatte, daß fremde Hände darin arbeiteten, daß diese Räume, wo sonst nur Gottesfriede geherrscht, die nur seinem Dienste gewidmet waren, jetzt durch weltliche, geräuschvolle Verrichtungen entweiht wurden. Als sich dann nach Aufhebung des Klosters seine Mitbrüder nach allen Himmelsrichtungen zerstreuten und in andere Niederlassungen ihres Ordens berufen wurden, blieb er einsam zurück. Er war alt und krank; er stand, wie er selber sagte, bereits mit einem Fuße im Grabe, und sein einziger Wunsch war, hier zu sterben und auf dem St. Mathias-Kirchhof begraben zu werden.

6. Die erste hl. Communion.

Kati war unterdessen heran gewachsen und bereitete sich auf ihre erste hl. Communion vor. Stundenlang dehnte sie ihre Besuche bei dem alten Pater aus, der gichtgelähmt auf einem Sessel saß und nur mit Hilfe anderer den Sitz verlassen konnte. Zu seinen Füßen hingekauert saß sie dann vor ihm und lauschte mit ungeteilter Aufmerksamkeit auf die Lehren und Erzählungen des Mönches. Wie prägten sich dem jungen, unverdorbenen Herzen seine Worte ein, die ihr für ihr ganzes Leben ein kostbarer Schatz bleiben sollten! Wie oft legte der greise Priester segnend seine welke Hand auf den Scheitel des blühenden, jungen Kindes da vor ihm, in dessen Gesicht die Reinheit der Seele ihr wunderliebliches Bild wiederspiegelte! Und wie glücklich und froh war Kati in Gesellschaft ihres treuen Lehrers!

„Ich werde bald heimgerufen werden," sagte er einmal; „wie gerne nähme ich dich dann mit!" Da füllten sich die Augen Kati's mit Thränen, und der Pater fing rasch eine andere Rede an, um den Schmerz seiner kleinen Schülerin zu verscheuchen. Und er begann zu erzählen, was sie am liebsten hörte, von der Vergangenheit des schönen Klosters und des Mathias-Tempels.

„Vielleicht wirst du es noch erleben, daß es einmal wieder zu seiner einstigen Bestimmung zurückkehrt," sagte er zuversichtlich; „ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, daß unsere Brüder eines Tages in ihr Heim zurückkehren werden und wie ehedem darin walten. So manches Wunder ist schon hier geschehen, das unmöglich schien; warum sollte das nicht der Fall sein können?" Und er erzählte ihr von diesen Wundern, von den vielen Krankheiten, die am Grabe des hl. Mathias plötzlich geheilt wurden; von jenem Jüngling aus Trier, der es einst gewagt hatte, über eine Prozession von Pilgern zu spotten, und zur Strafe die Sprache verlor, dann aber am Grabe des hl. Apostels, an welchem er mit seiner Mutter reumütig gebetet hatte, wieder geheilt wurde; von den vielen wunderbaren Bekehrungen der Sünder, von den Rettungen aus Not und Gefahr. Dann sprach er ihr von dem hohen Glück, das ihr nächstens zuteil werden sollte, daß es der Heiland selber sei, jener gütige, barmherzige, mächtige und starke Gott, durch den alle diese Wunder geschehen seien, daß er es selber sei mit Fleisch und Blut, der sie heimsuchen komme. Und Kati erschauerte unter dem Vorgefühl dieses hohen Glückes, und ihr einfacher, demütiger Sinn konnte diese unverdiente Gnade nicht genug bewundern; sie fand sich ganz unwürdig, den Heiland zu empfangen.

„Ich bin so arm," klagte sie eines Tages dem Pater, „ich habe auch gar nichts dem Heiland zu schenken. Was soll ich ihm geben? Alles, was ich habe, gehört Tante Louison. Ich kann ihm gar keine Freude machen; denn wenn ich etwas von ihren Sachen gebe, so ist das doch für mich kein Verdienst."

„So, meinst du das?" frug der Pater lächelnd. „Und du hast doch soviel, du bist so reich. Hast du denn nicht deinen guten Willen, dein Gebet, deine Augen, deine Ohren, deinen Mund, dein Herz, dich selber? An weltlichen

Dingen hat der Herr kein Gefallen; er ist ja der Schöpfer aller Dinge, und diese gehören ihm schon ohnehin. Schenke ihm deine Augen, daß sie nur ihn sehen! Schenke ihm deinen Mund, daß er nur für ihn spricht! Schenke ihm deine Ohren, daß sie nur ihn hören! Schenke ihm dein Herz, daß du nur für ihn lebst! Schenke ihm dich selber mit Leib und Seele, damit du nur denkst und arbeitest für ihn! Denke dir ein Häuschen, darin du wohnest, und in diesem Häuschen solltest du deinen König empfangen! Was würdest du da thun? Du würdest es zuerst so säubern, daß kein Stäubchen, kein Fleckchen mehr zu sehen wäre. Dann würdest du es schmücken und zwar so, wie du dächtest, daß es dem Könige am besten gefiele. Dies Häuschen ist dein Herz. Du säuberst es von allen Fehlern und Sünden, du schmückst es aus mit Gebet und guten Werken. Jedes Gebetlein gibt ein Blümchen, und diese zusammengereiht, werden zum herrlichen Kranz. Jedes gute Werk, jede Entsagung gibt eine Perle, und je mehr du dies Häuschen schmückst, um so freundlicher und glänzender wird es darinnen, und um so lieber und länger wird dein König darin wohnen. Und dann, hast du nicht deinen Schutzengel, hast du nicht dein Mütterchen, dein Schwesterlein, die hl. Gottesmutter, den hl. Mathias, den du so sehr verehrst? Hast du nicht deine hohe Patronin, die hl. Katharina? O rufe sie an! Sie kommen ja so gerne und helfen dir dies Häuschen schmücken. Bitte sie nur darum! Sie machen sich eine Freude daraus. O sie werden kommen, alle, alle, keines wird ausbleiben!"

Kati hörte diese Worte nicht umsonst. Mit dem ganzen gläubigen Vertrauen ihrer reinen Seele sog sie diese Lehren ein und befolgte sie. Sie ging ganz auf in der Vorbereitung ihres wichtigen Lebensschrittes; außer ihren täglichen Verrichtungen sah und hörte sie nichts als das, was ihr demnächstiges Glück anging; sie lebte wie in einem holden Traum,

sie glich einer kleinen Heiligen. Ihr greiser Lehrer sah dies, und eine innere Freude verklärte sein welkes Gesicht.

„So bin ich doch noch zu etwas nutz gewesen,“ sagte er zu Tante Louison, als diese ihm erzählte, welchen Eindruck seine Lehren auf' ihre kleine Pflegetochter machten, und wie fromm und engelgleich sie geworden sei.

So nahte denn dieser wichtige Tag. Kati hatte gewünscht, ihre erste hl. Kommunion in der St. Mathias-Kirche zu empfangen, gemeinsam und im Beisein ihres hochverehrten Beschützers. Man hatte ihn in einem Sessel zur Kirche gebracht, und er fühlte sich wohler und stärker als seit langer Zeit.

Die Kirche sah gar alt und baufällig aus; mit grünen Aesten und Zweigen hatte man versucht, einigermaßen die häßlichen Schäden und Zerstörungen zu verdecken und der Kirche ein festliches Aussehen zu geben. All die Tage vorher hatte Kati bedauert, daß der Tempel ihres Königs in so schlechtem Zustande sei; heute aber sah und hörte sie nichts mehr davon. Ihr Gesichtchen war marmorweiß, und in den großen, dunklen Augen leuchtete ein überirdischer Glanz. Sie sah in ihrem schneeigten Kleidchen mit dem duftigen, wallenden Schleier aus wie ein leibhaftiger Engel, und alle Leute blieben stehen und konnten sich nicht satt sehen an dem kleinen lieblichen Franzosenkind. Diese aber sah und hörte niemand; sie antwortete auf keinen Gruß, so gut er auch gemeint war; sie war so beschäftigt mit sich selber, mit dem Heiland, der nun kommen sollte, mit dem großen Entschluß, der in ihrem Herzen aufgekeimt war, daß die Außenwelt gar nicht mehr für sie existirte. Verwundert betrachtete Tante Louison die Kleine, sie konnte sich dies Benehmen gar nicht erklären; aber eine geheime Scheu hielt sie ab, in das Kind zu dringen und es zu fragen. Sie kamen in der Kirche an. Kati begab sich stillschweigend auf ihren Platz; sie sah nicht ihren treuen Lehrer, dessen gute Augen mit Thränen der Freude auf seiner

Schülerin ruhten. Sie hatte ja gestern schon um seinen Segen gebeten und war mit seinen besten Segenswünschen von ihm gegangen. Jetzt in diesem wichtigen Augenblick verlangte er keinen Blick von ihr; jetzt gehörte sie einem andern, einem Höhern, jetzt gehörte sie ganz und gar ihrem Könige an, dem er sie ja so gerne zu eigen gab.

Die heilige Messe begann.

Wir lassen jetzt Kati selber sprechen, wie sie es später Tante Louison erzählte. „Mir war's, als ginge ein Rauschen durch die hohen Hallen wie der Flügelschlag von tausend Engeln, die hernieder schwebten aus den Himmeln. Ich sang mit meinen Genossinnen, aber ich hörte mich selber nicht. Ich vermeinte nur tausend Stimmen von Engel zu hören. In meinem Herzen hab ich immerzu gebetet; aber ich wußte nichts weiter mehr zu sagen als: O Jesu, ich liebe dich aus ganzer Seele! Die Kirche aber sah gar nicht aus wie sonst, sie war so glänzend und strahlte in goldenem Lichte. Als es zur Opferung kam, da that ich, wie mein Lehrer es mich gelehrt. Ich opferte Gott den leidenden Heiland auf. Ich sah ihn im Geiste, blutend, gegeißelt, auf der Erde liegend, das schwere Kreuz auf ihm. Blut und Schweiß tropften von seiner Stirn. Die Landesknechte stießen ihn erbarmungslos von sich, als er, nach einer Stütze suchend, die Hand nach ihnen erhob. Ich sah sein Angesicht so voller Todesqual, ich sah seine Hand zitternd das Kreuz umfangen, ich sah in seine Augen so todestraurig, — — — — ich weinte mit ihm.

Als es zur Wandlung schellte und er in Wirklichkeit vom Himmel steigen sollte auf den Altar, da ward es lautlos still in der Kirche, und wie ein Schleier senkte es sich über mich. Ich schloß die Augen und betete zu Gott, er möge mich nicht sterben lassen wie den Wurm der Erde, den das Sonnenlicht versengt. Erst wollte ich ihn ganz besitzen, und dann solle er machen mit mir, was er für gut fände.

Und als die Wandlung vorüber war, neigte ich mein Haupt vor dem Allerheiligsten, vor dem Unfaßbaren, vor dem geheimnißvollen Gott, und in diesem Augenblick führte ich mein Vorhaben aus; ich gelobte mich ihm mit Leib und Seele, mit allem, was ich besaß und jemals besitzen werde. Ich wollte ihm angehören auf immer; er möge aus mir machen, was er wolle, mich zu sich zu nehmen, wann immer es ihm gefiele. Nur eines erbat ich mir, auch einmal leiden zu dürfen für ihn. Ich wollte mich seinem Dienste weihen und als barmherzige Schwester hinausziehen wie einst der hl. Mathias in die Fremde, in die Missionen zu den armen Heidenkindern, um soviel als möglich Seelen für ihn zu gewinnen. Und als ich ihm dies Versprechen gemacht hatte, wurde es mir so leicht, so freudig zu Mut wie noch nie im Leben; ich fühlte mich losgerissen von allem Irdischen; ich fühlte mich so frei, als könnte ich mich empor schwingen und jauchzend zu ihm auffliegen durch die Wolken. Und dann kam der hl. Augenblick, ich ging mit meinen Genossinnen zu seinem Tische. In dem Augenblick, als der Herr Einkehr bei mir hielt, sah ich nichts mehr, und wie im Traum schien's mir, als ob Engel frohlockten, und mir war's, als würde ich getragen von unsichtbaren Händen. Wie ich auf meinen Platz kam, weiß ich nicht; ich betete nur immer: „Mein Heiland, dein bin ich im Leben, dein bin ich im Sterben, dein bin ich tot und lebendig!“ Ich hatte alles um mich her vergessen, und erst als die laute Stimme unsers Herrn Pfarrers in meiner Nähe sagte: „So gehet denn hin! Gott schütze euch, und seine Engel mögen euch geleiten!“ da wachte ich auf zur Wirklichkeit.“ Das war Kati's Erzählung über ihre erste hl. Kommunion, das war des kleinen Franzosenkindes schönste, heiligste Stunde im Leben.

— — — — — — — — — — — —

Als sie mit ihren Genossinnen die Kirche verließ und an dem Thore von ihrer Pflegemutter empfangen wurde, da

strahlte ihr Gesicht noch die innere Verklärung wieder. „So schön,“ dachte Tante Louison bewundernd, „habe ich noch nie ein Kind gesehen.“ Sie küßte die Kleine auf die reine Stirn, und Kati umschlang ihren Hals und flüsterte selig: „O ich bin so glücklich heute, Tante Louison, so glücklich, daß ich es gar nicht sagen kann!“

Dann gingen sie zu dem alten Klosterherrn und zu den Gräbern ihrer Lieben. Kati sprach nicht viel, aber ihr strahlendes Lächeln sagte mehr als alle Worte.

„Bist du nicht hungrig, Kind?“ frug Tante Louison nach einer Weile; „es ist schon spät.“

„O ganz und gar nicht!“ rief Kati; „ich habe gar kein Bedürfniß, ich glaube, ich könnte den ganzen Tag so bleiben.“

Die Pflegemutter lächelte. „Aber ich habe noch eine Ueberraschung für dich, die dir Freude machen wird. Willst du mal raten? Aber nein, du wirst es doch nicht raten, ich will es dir also sagen. Heute, wenn der Nachmittagsgottesdienst vorüber ist, werden wir einen gemeinsamen Ausflug machen. Wir werden deinen alten Freund hieher abholen; es ist ihm heute so wohl, daß er gerne zugesagt hat und sich selbst auf die Fahrt freut. Wir fahren der Mosel entlang; bist du damit zufrieden?“

„O gewiß, gewiß,“ rief Kati fröhlich, „wie wird sich der Gute freuen! Es ist schon so lange her, daß er gar nicht mehr in's Freie kam. O wie lieb bist du doch, Tantchen, daß du mir solche große Freude machst!“ Und froh und glücklich wanderten die beiden nach Hause.

7. Des Franzosenkindes letzte Fahrt.

Es war ein schöner, herrlicher Tag, dieser Ehrentag! Der Frühling war eingezogen in's grüne Moselthal und zauberte Luft und Leben auf das gesegnete Erdenfleckchen. Die ersten Blümchen reckten neugierig ihre Köpfchen hervor, und an den Bäumchen knospete und keimte junges Leben. Die Weißdornhecken sahen aus, als sei über Nacht ein Blütenregen auf sie gefallen. — Langsam, zur Seite des blinkenden Moselstromes, fuhr Tante Louisons elegante, offene Kutsche mit den fröhlichen Insassen. Das reich mit Silber beschlagene Geschirr blinkte im Sonnenschein, und zu Häupten hatten die prächtigen Pferde je ein Sträuschen stecken, und den Wagen selbst schmückte das erste Waldgrün. Der Kutscher hatte es sich nicht nehmen lassen, diesen kleinen Schmuck anzubringen; es war ja der Ehrentag der kleinen Kati, des Lieblings aller.

Tante Louison ließ ihn gewähren; war ihr doch alles recht, was ihr Töchterchen beglücken konnte. Nach dem Gottesdienst war Kati fröhlich zu dem geliebten Lehrer geeilt; kräftige Arme hoben behutsam den kranken Greis in den bereit stehenden Wagen, der nun die drei glücklichsten Menschen in den sonnigen Frühlingstag hinaus fuhr. Schon damals schlängelte

sich der Weg zur Seite des freundlichen Stromes hin und ließ die Aussicht frei auf das schöne Thal und die grünen Berge jenseits. In scharfen Umrissen hob sich das Kloster Carthaus vor ihren Blicken, und drüben am Fuße der Berge blinkten die Dörfchen herüber.

Ueberglücklich schaute Kati in die schöne Welt, und der Wiederschein ihres Glückes strahlte auch aus den Gesichtern ihrer Begleiter. Die eingesunkenen Augen des Klosterherrn leuchteten auf, es war für ihn eine Stunde reinsten Genusses; denn seit langer Zeit fühlte er sich zum ersten mal ohne körperliche Schmerzen. „Es ist, als ob der liebe Gott mir noch einmal vor meinem Ende eine glückliche, sorglose Stunde schenken wollte auf seiner schönen Erde," sagte er, „und ich will sie auch von ganzem Herzen genießen!" Er blickte um sich und labte sich an dem langentbehrten Anblick seines geliebten Moselthales. Er wußte von jedem Dörfchen etwas zu erzählen; er kannte jeden Berg, jede Schlucht, und er hatte zwei aufmerksame Zuhörerinnen.

Vor ihnen erhob sich jetzt ein langgestrecktes niederes Gehöfte mit einer kleinen Kapelle zur Seite. Es war das Siechhaus, Estrich genannt, und beherbergte arme, presthafte Menschen, welche, aus der Gemeinschaft der andern ausgeschlossen, hier ein Obdach fanden.

An dem Eingange kauerten einige dieser armen Geschöpfe kranke, elende Gestalten mit Gesichtern, aus denen der Tod grinste. Als sie die vornehme Kutsche ankommen sahen, erhoben sich zwei derselben und streckten bittend die abgemagerten Hände aus. Zu gehen vermochte nur einer, er hatte einen Krückstock in der Hand und bewegte sich mühsam einen Schritt vorwärts. Die Andern hatten sich wahrscheinlich unter unsäglicher Anstrengung hingeschleppt oder waren auf Händen und Füßen gekrochen. Es war eben eine traurige Folge dieser Krankheit, daß die damit Behafteten nirgends Ruhe fanden

Kati hatte kaum die Unglücklichen gewahrt, als sie sofort in die Tasche griff und ein hübsches Beutelchen hervor zog, das mit Silbermünzen gefüllt war. Bittend blickte sie auf Tante Louison, und diese nickte ihr freundlich Gewährung zu.

„Darf ich aussteigen, Tante," bat sie, „und es unter die Armen verteilen?"

Und schon stand sie in ihrem duftigen weißen Kleidchen aufrecht im Wagen und zupfte den Kutscher.

„Halten Sie ein wenig, Johann, bitte, ich möchte auf einen Augenblick aussteigen!"

Der Kutscher sah das Beutelchen in ihrer Hand. „Wenn Sie erlauben, werde ich es besorgen," sagte er zu Tante Louison; „es ist nicht gut, wenn Kati hier aussteigt."

„Ich bin ganz derselben Meinung," antwortete diese besorgt; „ich wollte Sie schon eben darum bitten."

„Teile deinen Reichtum, Kati! Johann wird es den Armen gerade so geben, wie du es haben willst."

Der Diener sprang herab und schlang die Zügel über die Lehne des Kutschersitzes. Er konnte es unbesorgt thun; es waren alte, ruhige Tiere und daran gewöhnt, gar manches mal im Freien allein zu warten.

Kati hatte den ganzen Inhalt der Börse in ihren Schoß geschüttet und zählte das Geld, um vier gleiche Teile daraus zu machen.

„Hier, Johann, geben Sie diese Hälfte den zwei Armen dort!" sagte sie dem Kutscher, während sie die andere Hälfte teilte. Im gleichen Augenblick tönte ein jammernder Schrei vom Eingange her; eine abgezehrte, elende Gestalt, mit blödsinnigem Ausdruck im Gesichte, kroch auf Händen und Füßen um die Ecke. Wahrscheinlich hatte der Kranke bemerkt, daß seine Genossen ein Almosen empfingen, und da seine Gebrechlichkeit es nicht gestattete, auch herbei zu eilen, suchte er sich durch Rufen bemerkbar zu machen. Aus der Kutsche blickten alle zu ihm

hin, auch Johann wandte sich um. Mitleid erfaßte jeden bei dem traurigen Anblick. Dabei aber bemerkte keines, wie eins der Pferde scheu die Ohren spitzte, wie sich seine Mähne sträubte, und wie es die Nüstern blähend mit gesenktem Kopf die unheimlich aussehende Gestalt beobachtete.

Tante Louison griff in die Tasche und warf dem Diener eine Silbermünze zu, die aber klirrend über den Weg rollte. „Gib sie dem Aermsten!" rief sie; „o diese armen, unglücklichen Menschen!"

Johann eilte, die Münze aufzuheben; doch der Kranke, den Schmerz und Elend um den Verstand gebracht, hatte die Münze gesehen, und in der Meinung, der Fremde wolle sie ihm wieder weg nehmen, erhob er ein brüllendes Geschrei, fuchtelte mit den Armen im Staub und suchte sich ruckweise auf den Kutscher zu stürzen. In diesem Augenblick brach die Scheu des Pferdes furchtbar aus. Es sprang mit einem gewaltigen Satz vorwärts, riß das andere mit, stieg mit den Vorderbeinen hoch auf, schlug wütend aus, und im nächsten Augenblick stürmten beide, das eine durch das andere wild gemacht, in rasendem Lauf über den steinigten Weg. Mit einem Sprung war Johann herzu geeilt; allein er wurde zur Seite geschleudert, und ehe die Wageninsassen zur vollen Erkenntnis kamen, war das Unglück bereits geschehen. Tante Louison sah noch den Kutscher sich selbst überschlagend zur Seite rollen, sie stieß einen gellenden Angstschrei aus und verlor das Bewußtsein. Der greise Klosterherr saß wie gelähmt in seiner Ecke, er vermochte nicht einmal sich anzuklammern; der Schreck war ihm in alle Glieder gefahren. Der Zugwind rieß ihm das Käppchen vom Haupt, und seine spärlichen Haare flogen ihm um's Gesicht. Kati allein ermannte sich sofort wieder. Sie sah das erstarrte Gesicht des alten Herrn, das totbleiche Gesicht der Tante, sie sah die rasenden Pferde, den gefährlichen Weg vor sich, links hohe Felsen, rechts einen fast

senkrechten Abhang und drunten den Moselstrom. Bergauf, bergab führte der Weg, bis er drunten, unweit Carthaus, auf die flachene Ebene mündete. Kati sah die fliegenden, freigewordenen Zügel, die der Wind peitschend auf die Pferde schlug und sie dadurch noch scheuer machte. Sie kletterte auf ihren Sitz und suchte sie zu erhaschen, doch vergebens. Mit so rasender, tollster Hast es auch ging, Kati däuchte es eine Ewigkeit, bis die Pferde die Ebene erreichten. Schon glaubte sie, die Rettung sei da. Drunten am Weg standen zwei Männer, die sich mit Lebensgefahr den Pferden entgegen stellten. Doch die Wildheit der Tiere hatte den höchsten Grad erreicht. Der Wagen, durch keine Bremse aufgehalten, drängte mit seinem ganzen Gewicht die Pferde den Berg hinab; wie toll sausten sie vorwärts, ihre Hufe berührten kaum die Erde. Quer über den Weg ging's nun hinaus in's freie Feld. Der Wagen krachte in allen Fugen. „Sie sind verloren, sie gehen in die Mosel!" hörte Kati einen Schreckensruf hinter sich. Ihr dunkelte einen Augenblick vor den Augen, ein heftiger Stoß des Wagens schlug sie mit der Stirn gegen die Kutschenlehne.

„Mein Leben habe ich dir heute geschenkt, lieber Heiland!" betete sie in Todesangst; „schenke mir dafür das Leben von Tante Louison und von meinem Lehrer! Mit mir mache, was du willst; aber sie laß mich retten!"

Und Kati führte ihren Entschluß aus, sie war weit über ihr Alter hinaus mutig und umsichtig. Der Klosterherr sah mit Entsetzen, wie sie von ihrem Platz auf den erhöhten Kutschersitz kletterte, wie die unregelmäßigen Stöße sie hin und her schleuderten. Er sah die Pferde immer weiter rasen in großem Bogen, immer näher dem Moselstrom. Er hätte aufschreien mögen vor Schrecken. Er wollte um Hilfe rufen, seinen Liebling fassen, um ihn mit dem eigenen Leben zu schützen; aber er war keiner Bewegung mehr fähig. Neben

ihm lag Tante Louison wie leblos auf dem Polster. Kati glitt den Kutschersitz vorne hinab; sie stand am vordersten Rande des Wagens und hielt sich an einem eisernen Griffe fest, ganz nahe den Pferden. Der weiße Schleier wirbelte in der Luft, die leichten Röckchen flogen im Wind. So haschte sie unaufhörlich nach den Zügeln und suchte sie zu fassen. Manchmal schlugen sie dicht an der Hand vorbei, sie glaubte sie zu halten; aber ein Ruck auf dem unregelmäßigen Boden, und sie mußte wieder hastig mit der zweiten Hand nach einer Stütze suchen, um nicht vornüber zu stürzen. Mehr wie einmal glaubte sie selber den Halt zu verlieren; es war fast ein Wunder, daß sie nicht stürzte. Entsetzt blickte sie seitwärts, immer näher kam der Strom. Da, kaum zehn Schritte vom Wasser entfernt, that sie einen glücklichen Griff; sie hielt die Zügel in der Hand. Kati war in der Handhabung derselben nicht unbekannt, oft schon hatte sie neben dem Kutscher gesessen und die ruhigen Tiere selber geleitet. Schneller, als es gesprochen werden kann, hatte sie sich niedergekauert, stemmte sich mit den Füßen an dem Kutscherstand an, um einen festen Halt zu gewinnen, und mit aller Kraft ihrer schwachen Hände riß sie nun auf der Seite am Zügel, welche vom Strom wegführte. Die Tiere fühlten den wilden Druck in ihrem Rennen, ein sekundenlanges Widerstreben, dann rasten sie weiter in ihrem tollen Galopp; doch wandten sie sich vom Strome ab. Mit wunderbarer Ruhe und Festigkeit kauerte Kati in ihrer Ecke und stemmte die Füßchen fest, wo sie einen Widerstand fand, um nicht von der Wucht der Leine fortgeschleudert zu werden. Mit aller Kraft hielt sie die Riemen, die ihr in die Hand schnitten; aber sie erreichte ihren Zweck. Die Tiere nahmen immer mehr die Richtung nach der Straße zu. Noch eine Gefahr drohte hier. Am Wege standen Bäume; wenn der Wagen, der bis jetzt allem getrotzt, in seinem rasenden Lauf dagegen geschleudert wurde,

dann waren sie alle verloren. Das sahen aber auch die Männer, welche sich auf dem Wege befanden. Sie eilten ihnen entgegen. Die Tiere erblickten die laufenden Menschen vor sich; abermals scheuten sie, abermals änderten sie die Richtung und suchten das Weite. Kati sah es mit Entsetzen; immer schmaler lief ja das Terrain zusammen, das den Weg von der Mosel trennte, und Kati's Kraft drohte zu erlahmen. Zum letzten mal raffte das totesmutige Kind alle Willenskraft zusammen; sie riß so heftig an den Zügeln, daß sie ihr tief in die Hand schnitten, aber zugleich auch in das Gebiß des Pferdes einrießen. Das schäumende Tier bäumte sich so hoch, daß es sich fast überstieg, und rieß im Niederstürzen krachend Kette und Riemen auseinander, daß sie schnurrend aus Kati's Hand flogen. Das Kind sprang auf, im gleichen Augenblick faßten kraftvolle Fäuste die vorwärts stürzenden Tiere. Doch der Anprall war zu heftig; die Männer wurden einige Schritte weit geschleift; mit furchtbarem Krach rannte der Wagen gegen einen Baumstumpf, hielt zwar abprallend die Pferde auf, aber zugleich flog eine weiße Gestalt in kurzem Bogen über die Männer hinweg und stürzte schwer auf das Steingeröll nieder. Es war die jugendliche Retterin selber: Kati, das Franzosenkind.

Aus dem Wagen erklangen wimmernde Laute. Auf den Knien, das Gesicht in den Händen vergraben, lag Tante Louison im Wagen. Sie war während der Fahrt aufgewacht; sie hatte Kati nicht gesehen, und der Klosterbruder, den sie verzweifelt nach dem Kind gefragt, hatte sie regungslos angestarrt, so daß sie geglaubt hatte, Kati sei schon verunglückt, und der kranke Greis habe den Verstand verloren. So hatte sie sich, fast unsinnig vor Angst und Schmerz, auf den Boden des Wagens geworfen und gewartet, bis auch sie das gleiche Schicksal erreichen sollte. Bei diesem heftigen Anprall, sprang sie auf. Zitternd, dampfend, mit Schweiß und Schaum

bedeckt standen die Pferde von den Männern festgehalten. Andere kamen herzugeeilt. Tante Louison blickte zurück. Jetzt hatte sie das Mädchen erblickt.

Ein markerschütternder Schrei ertönte, — fast wären die Pferde wieder aufgescheucht, — in wilder Hast sprang Tante Louison vom Wagen, im nächsten Augenblick hielt sie den Liebling im Arm. Aber es war ein bleiches Gesichtchen mit geschlossenen Augen, das sie erblickte; auf dem schneeweißen Kleidchen waren blutrote Flecken, und aus dem farblosen Mund sickerten leise die warmen, roten Tropfen.

„O mein Kind, meine liebe Kati!“ klagte sie.

„Helft, helft, ihr Leute, rettet sie! Bringt uns heim, schnell, einen Arzt! Ich will es euch gewiß lohnen, wenn ihr mir helft.“

Auf der Straße wartete ein Wagen, dessen Besitzer eben herzu trat. Er hatte das Unglück mit angesehen und kam, seine Hilfe anzubieten. Dankbar nahm Tante Louison sie an; ihr Wagen war geborsten, ein Rad zerschellt, Riemen und Ketten zerrissen und auch die Pferde unfähig, ihn zu ziehen.

Sie überließ Pferde und Wagen den Leuten zur Besorgung, und langsam, Schritt für Schritt, brachte nun die Kutsche die drei unglücklichen Menschen zur Stadt. Kaum zehn Minuten hatten dazu gehört, dieses gräßliche Unglück herbeizuführen.

Unterwegs begegnete ihnen Johann, der sich hinkend zur Unglücksstätte schleppte; er schien keine gefährlichen Verletzungen erhalten zu haben. Auch Tante Louison und der Klosterherr waren mit einigen Beulen davon gekommen. „Wenn nur Kati nicht stirbt,“ sagte Tante Louison, „dann will ich ja gerne zufrieden sein und den Verlust des Wagens und der Pferde nicht beklagen.“

Doch Kati lag noch immer regungslos auf ihrem Schoß; auf alle ihre Liebkosungen erhielt sie keine Antwort. Es war

eine traurige Fahrt, wie so ganz anders als vorhin? Der Arzt war bereits benachrichtigt, er wartete auf ihre Ankunft. Behutsam legten sie Kati auf ihr Lager, der Arzt begann sofort die Untersuchung. In atemloser Spannung beobachtete Tante Louison seine Züge, die immer ernster wurden. Endlich blickte er auf. „Sagen Sie mir alles!“ bat die arme Frau; „die traurigste Nachricht ist besser als diese grausame Ungewißheit.“

„Ich hoffe, daß sie nochmals zur Besinnung kommt,“ sagte der Arzt zögernd; „aber daß sie nochmals genesen wird, kann ich nicht hoffen. Es sind edle innere Organe verletzt durch den Sturz.“

„Muß sie noch viel leiden?“ frug Tante Louison schluchzend.

„Ich werde thun, was ich kann, um ihre Schmerzen zu lindern,“ war die ausweichende Antwort.

Tante Louison mußte mit Gewalt an sich halten, um nicht laut aufzuschreien. Und dennoch brachte sie es über sich, dem Arzt hilfreiche Hand zu leisten. Sie wollte es nicht leiden, daß fremde Hände dies letzte Liebeswerk verrichteten.

Nach halbstündigen Bemühungen gelang es dem Doktor, das Kind aus seiner tiefen Ohnmacht zu reißen; aber es dauerte noch lange, bis Kati sich wieder auf ihren Zustand besinnen konnte.

Ihr Gesichtchen war schmerzlich verzogen, doch keine Klage kam über ihre Lippen.

„Mußt du viel leiden?“ frug Tante Louison mit Thränen überströmten Augen. „Nicht soviel, als der Heiland gelitten hat,“ antwortete sie.

„Kannst du mir verzeihen, Kati?“ frug die Tante weiter; „ich habe dies Unglück wenn auch gegen meinen Willen verschuldet; ich hatte diese Fahrt geplant, freilich nur in dem Gedanken, dir Freude zu machen.“

„Sprich nicht so, Tante! Das betrübt mich. Du hast mir soviel gethan, ich kann es nimmer gut machen. Dies Leiden hat mir der Heiland geschickt, ich habe ihn ja heute Morgen darum gebeten."

Tante Louison kniete bei dem Kinde nieder; sie hielt Kati's Hand fest in der ihren, und heiße Thränen fielen darauf.

„Ich habe den Heiland gebeten, mich zu sich zu nehmen, wann es ihm gefiele, aber mich vorher noch einmal leiden zu lassen für ihn. Siehst du, Tantchen, das hat er schon so bald gethan! Nun wird er mich auch bald rufen und zu sich nehmen."

Tante Louison konnte nicht antworten, Thränen erstickten ihre Stimme.

„Wen der Heiland so ruft," sagte der greise Klosterherr, nachdem er ihr die hl. Oelung gespendet hatte, „der ist in sicherer Hut. Einem solchen Ruf ist gut folgen."

Kati hörte es, ein dankbarer Blick leuchtete aus ihren dunkeln Augen ihm zu.

Dann ward es eine Weile ganz still in dem Gemach, man hörte nichts als ein verstecktes Schluchzen und die schweren Atemzüge des Kindes. Die Hände der kleinen Dulderin krampften sich zusammen, sie mußte viel leiden; doch ihr Schmerz war ohne Klage.

Der Arzt, der sich auf eine Weile entfernt hatte, trat wieder ein. Er trat an das Bettchen und beugte sich über Kati, die mit geschlossenen Augen dalag und lauschte. Dann faßte er ihre Hand und fühlte den Puls. Er zählte die Schläge; sie waren gar langsam und kaum noch fühlbar.

„Es geht rascher, als ich gedacht," flüsterte er dem Pater zu; „es geht mit ihr zu Ende, sie ist eine Sterbende."

„Da hob sich dieser auf, so gut es die kranken Glieder gestatteten, und gab dem Kind die letzte Generalabsolution. Kati schlug die Augen auf.

„Willst du mit mir beten?“ frug er; „dein Heiland ruft dich.“

Ein seliges Lächeln flog über das bleiche Gesichtchen. „O ja, beten!“ flüsterte sie.

Und nun betete der Pater mit zitternder Stimme dieselben Sterbegebete, die das kleine Franzosenkind einst unzählige mal am Strohlager ihrer sterbenden Landsleute in der Kirche von St. Mathias gebetet hatte. Wort für Wort folgte sie dem Gebet des Paters. Als er damit zu Ende war, hatten sich ihre Augen halb geschlossen wie zum Schlummer; die letzten Worte waren nur mehr ein Flüstern gewesen. Das Gesichtchen war marmorbleich, aber der schmerzliche Ausdruck war verflogen; die Schmerzen schienen aufgehört zu haben. Tante Louison war aufgestanden, sie beugte sich über den sterbenden Liebling. „Wenn du zu deinem Heiland kommst, dann bitte ihn für mich, er möge mir eine Liebe schenken, so stark wie die deine, damit ich deinen Verlust ertragen lerne in seiner Liebe!“

Da schlug Kati noch einmal die Augen auf zur treuen Pflegemutter, ein inniger Blick umpfing sie und den geliebten Lehrer; dann stockte der Pulsschlag, langsam fiel der Schleier über die treuen Augen, die sich niemals mehr öffnen sollten. Eine reine Kinderseele entschwebte dem Erdenweh und kehrte zu dem Schöpfer zurück, welchem sie gehörte seit ihrem ersten Atemzug.

Tante Louison konnte es kaum fassen, daß Kati von ihr gegangen war. Sie wich kaum von dem Totenbettchen, wo sie lag, gleich einer lichten Engelsgestalt in ihrem weißen Kleidchen, mit den weißen Rosen im Haar und dem duftigen Schleier: eine Braut des Heilandes.

Sie ließ Kati auf dem Kirchhof von St. Mathias begraben, wie es stets der Kleinen Wunsch gewesen. Als sie von dem reichen Leichenbegängnis heimkehrte, an dem eine vielhundert-

köpfige Menge teilgenommen, da schien ihr das vornehme Haus wie ein Grab zu sein. Sie suchte immer, was sie nicht mehr fand; alles war wie ausgestorben. Sie erinnerte sich jeder Stunde, die sie mit ihrem Liebling verlebt; sie rief sich alle Erlebnisse, alle Gespräche, alle Erzählungen klein Kati's zurück. Und wie eine Eingebung kam's da plötzlich über sie, wie ein heiliges Vermächtnis erschien ihr das Versprechen des kleinen Franzosenkindes bei seiner ersten hl. Kommunion. Und in ihr keimte der Entschluß auf, dies Gelöbnis für die Pflegetochter auszuführen. Sie nahm Abschied von der Welt und ihren Freuden und schenkte ihr großes Vermögen, für das sie keine Erben mehr hatte, einem Waisenhaus. In dieses trat sie alsdann ein als einfache Schwester und widmete ihr Leben den armen Waisen und Findlingen. Kati hatte wohl Tante Louisons Bitte an den Heiland ausgerichtet; denn die Liebe zu Gott füllte fortan ihr Leben aus und machte ihr die schwersten Pflichten süß und angenehm. Der alte Pater lebte noch einige Monate nach Kati's Tod, dann starb auch er und ward auf der Begräbnisstätte der Benediktinermönche begraben.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Vorwort	V
Die weiße und die schwarze Sklavin.	
1. Die Auswanderer	7
2. Im Hause des Sklavenhändlers	23
3. Goldhaar, die neue Sklavin	32
4. Ein Plan zur Flucht	42
5. Ein fremder Diener	51
6. Die erste Botschaft	57
7. Gerettet	65
8. Die Heimkehr	71
9. Das Geständnis	80
Die kleine Wilde	85
Ein Himmelstraum	127
Das Franzosenkind.	
1. Eine Waise	145
2. Was der Benediktinermönch von der St. Mathias-Abtei erzählte	155
3. Das Wiedersehen	164
4. Eine Wohlthäterin	172
5. Das Schicksal der Abtei	176
6. Die erste hl. Communion	179
7. Des Franzosenkindes letzte Fahrt	186

Buchdruckerei der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten.

Buchdruckerei der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten.